

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

9–10/2005 · 28. Februar 2005



## Schiller

*Michael Krüger*

Friedrich Schiller

*Norbert Oellers*

Die Aktualität eines Idealisten

*Marie Haller-Neuermann*

Ein Weltbürger, der keinem Fürsten dient

*Otto Dann*

Friedrich Schiller in Deutschland und Europa

*Manfred Jäger*

Mein Schiller-Jahr 1955

## Editorial

Friedrich Schillers Erstling „Die Räuber“ erregte bei der Uraufführung 1782 in Mannheim großes Aufsehen; das Freiheitspathos wider die Tyrannenmacht war am Vorabend der Revolution in Frankreich eine Provokation. Das Klischee vom Revolutionär mit offenem Hemdkragen war geboren. Schiller geriet in Konflikt mit der württembergischen Obrigkeit und floh.

Neben historischen und ästhetischen Schriften erschienen europäische Dramen wie „Don Karlos“, „Wallenstein“ und „Maria Stuart“. Mit Goethe verfasste er „Xenien“, polemische Sentenzen, in denen sie über die Zustände im zerfallenden „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ spotteten. Als Schiller 1802 in den Adelsstand erhoben wurde, galt er bereits als Klassiker.

Im Schiller-Gedenkjahr 2005 wird der 200. Todestag des Schriftstellers begangen. Ob die zahlreichen Festveranstaltungen – darunter die Ausstellung „Götterpläne & Mäusegeschäfte“, die ab April im Schiller-Nationalmuseum in Marbach zu sehen sein wird, sowie das Internetportal [www.schillerjahr2005.de](http://www.schillerjahr2005.de) – die Rezeption auffrischen werden? Schiller teilt das Schicksal vieler Klassiker: nur mehr zitiert und kaum mehr gelesen zu werden.

Gäbe es einen literarischen Kanon, der „deutsche Shakespeare“, wie der Philosoph und Biograph Rüdiger Safranski Schiller titulierte, gehörte dazu. Schillers Idealismus, seine Vorstellungen von einer „ästhetischen Erziehung“ des Menschen, die aufklärerische Forderung nach „Gedankenfreiheit“, die europäische und weltbürgerliche Perspektive seines politischen Freiheitsbegriffs in der anbrechenden Moderne: Leben und Werk bieten mannigfaltige Anknüpfungspunkte für die politische Bildung in der Demokratie.

*Hans-Georg Golz*

Michael Krüger

# Friedrich Schiller

## Essay

Berlin, im Mai. In einer mehrfach von starkem Beifall unterbrochenen Rede vor dem Deutschen Bundestag hat der parteilose Abgeordnete Friedrich Schiller (Ludwigsburg) die geschichtsphilosophischen Perspektiven erläutert, die er für die Zukunft der deutschen Politik für unabdingbar hält. Sein Plädoyer für eine neue Universalgeschichte, das er unter dem Titel „Freiheit und Vernunft“ vortrug, wolle er auch als Antidot gegen den zynischen postmodernen Umgang mit ihr verstanden wissen. Weil wir der Geschichte nicht ent-

**Michael Krüger**

geb. 1943; Autor und geschäftsführender Gesellschafter des

Carl Hanser Verlags.

Carl Hanser Verlag, Postfach 860420, 81631 München.

Krueger@hanser.de

kommen können, brauchen wir eine utopische Perspektive. Eine Zeit, so Schiller, die nur eine persönliche, auf den eigenen Lebenshorizont zugeschnittene Perspektive kennt, nicht aber eine gesellschaftliche; eine Zeit, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist, nicht aber die Entwicklung des Ganzen im Auge behält – eine solche Zeit wird sich immer *gegen* ihre Zeitgenossen wenden.

„Die Schranken sind durchbrochen“, sagte Schiller, „welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band (...). Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.“ Man muss genau hinhören: Nur *scheinbar* sind wir in eine große Familie verwandelt. Und Schiller gibt seiner Hoffnung Ausdruck, dass es in der Zukunft nur bei den üblichen Anfeindungen bleibt, aber nicht mehr wie in der Vergangenheit zu Zerfleischungen kommt. Schiller bleibt trotz aller Emphase und trotz seiner strahlenden Vision eines Weltbürgertums ein Skeptiker. Ohne Skepsis kein Optimismus. Ohne Optimismus keine Politik. Überdies sei, so Schiller, der jetzt erreichte Stand der europäischen

Einigung nur eine erste Stufe auf dem Weg zu einer umfassenderen, die sich weit über das Politische erheben müsse. Politik müsse in erster Linie wieder Kulturpolitik werden. Den Anhängern einer Theorie vom Ende der Geschichte, die im Erreichten bereits das Maximum des Erreichbaren sähen, stellt er seine Idee eines permanenten Entwicklungsprozesses entgegen, der – trotz aller Rückschläge – tendenziell unabschließbar sei. Natürlich ist auch der Abgeordnete Schiller nicht so naiv zu glauben, dass heute bereits alle „barbarischen Überreste aus dem vorigen Jahrhundert“ in unserer Zeit beseitigt seien; es komme vielmehr darauf an, diese „Geburten des Zufalls und der Gewalt“ aus dem „anbrechenden Zeitalter der Vernunft“ zu vertreiben. „Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf“, rief Schiller den Abgeordneten zu, „leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben!“

Besondere Beachtung fand Schillers Attacke gegen die immer stärker um sich greifende Spezialisierung. Einige Kulturpolitiker schüttelten bedenklich den Kopf. Ein Teil unserer modernen Unfreiheit verdanken wir seiner Meinung nach dem Umstand, dass wir unser beschränktes Wissen nur noch verwalten, aber keine höherstufige Idee mehr damit verbinden. Eine Wissensgesellschaft, die Wissen zwar bereitstellt, aber nicht anwendet, ist für die Zukunft verloren. Wir brauchen – und zwar an *allen* Fakultäten, wie der Abgeordnete betonte – einen neuen philosophischen Geist. Nachdrücklich setzte er sich für interdisziplinäre Studiengänge ein, die er gegen eine ausschließliche Spezialistenausbildung stellte. Hierbei bezog er sich häufig auf den wohl ironisch gemeinten *Brotgelehrten*, den er für einen Ausbund an Halbbildung und falschem wissenschaftlichen Ehrgeiz hält: „Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Früh hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie der Sinnenwelt, alles ineinander greife, und sein reger Trieb nach Übereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Tätig-

keit, die den *Brotgelehrten* niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er *die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System*, und gerne wird er die alte, mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der erste, der es unbefriedigt auseinanderlegt, um es vollkommener wiederherzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brotgelehrte in ewigem Geistesstillstand das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.“

Von in- wie ausländischen Kommentatoren wurde besonders die starke rhetorische Qualität der Rede des Abgeordneten hervorgehoben, das im Parlament in den vergangenen Jahren nicht mehr erlebte sprachliche Feuer, das höchste theoretische Ansprüche mit sehr praxisnahen Vorstellungen ihrer Umsetzung in eine inspirierende Form goss. Politiker seien dazu verpflichtet, zukunfts offen zu sein, und wer sich davor drücke, die Zukunft zu interpretieren, habe im Parlament nichts verloren.

Es wird sich zeigen, ob die – gemessen an der pragmatisch abgestimmten Arbeitsweise des Parlaments – utopischen Ausführungen Schillers – der im (angemeldeten) Nebenberuf flammende Theaterstücke meist politischen Inhalts schreibt – für die politische Arbeit taugen. Das von ihm bemühte alte Bild der Kette jedenfalls, die sich durch die Jahrhunderte zieht und an deren Ende wir stehen, um sie in die Hände der nächsten Generation zu legen, hatte nichts von seiner Überzeugungskraft verloren. Ob auch die mit dem Bild der Kette verbundene „Verbesserung“ des Menschengeschlechts von Generation zu Generation fortschreitet, müssen wir dem Urteil der Nachgeborenen, die sich im Zeitalter der Globalisierung mehr und mehr an „Brüchen“ orientieren, überlassen.

Wir zitieren den Schluss seiner Rede: „Unser *menschliches* Jahrhundert herbeizuführen, haben sich – ohne es zu wissen oder zu erzielen – alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden *Sie* lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: kostbare teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm rege, an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus *unsern* Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden die Bestimmung auch sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet – etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

Schiller 2005

So ungefähr, stelle ich mir vor, soll der Bericht klingen, den ich nach der Schiller-Feier im Deutschen Bundestag in der Presse lesen möchte. Schiller hielt seine berühmte Antrittsvorlesung „Was und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, aus der wir zitiert haben, am 26. Mai 1789 in Jena. Ganz Jena war anwesend. Wenige Wochen später begann mit dem Sturm auf die Bastille die Französische Revolution. Ob auch sie ausschließlich dem Telos der Geschichte folgte, also entwicklungsgeschichtlich unvermeidlich war, sei dahingestellt, die Mittel, die den Zweck heiligen sollten, waren jedenfalls

alles andere als zimperlich. Eine zu strikt durchgehaltene Geschichtsphilosophie, auch wenn sie am Anfang idealistisch formuliert wird, hinterlässt am Ende, wenn die Macht sich ihrer allzu reichlich bedient hat, oft einen Berg von Leichen. Das wusste auch Schiller, der Chronist des Dreißigjährigen Krieges. Also stellte er Rousseau auf den Kopf: Nicht der edle Wilde steht am Anfang der Geschichte und entwickelt sich zum bösen Zivilisierten; sondern aus dem unzivilisierten wilden Naturmenschen entsteht im Verlaufe der Geschichte der gebändigte Mensch, der sowohl seine eigenen Interessen vertritt als auch die der Gemeinschaft. Es lag nicht an Schiller, wenn das zwanzigste Jahrhundert sich nicht nach diesem Bilde malen ließ.

Am Beginn der französischen Erhebung, noch in der Bewegung des Anfangs, verließ die französische Nationalversammlung dem deutschen Schriftsteller Friedrich Schiller und einer Reihe weiterer Persönlichkeiten, unter anderem Klopstock, das Ehrenbürgerrecht. Das Dokument wurde von Danton persönlich unterzeichnet. Danton, wie Schiller 1759 geboren, war, als Letzterer den Ehrenbürgerbrief mit großer Verspätung erhielt, vom so genannten Wohlfahrtsausschuss bereits guillotiniert worden. 1794, als sein Kopf rollte, schrieb Schiller in Jena den für den deutschen Geist bahnbrechenden Essay „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Zwei Revolutionäre mit sehr unterschiedlichen Schicksalen: Danton wurde Opfer der von ihm selbst mitentfachten Revolution; Schiller wurde Opfer seiner schwachen Konstitution.

Er starb vor zweihundert Jahren; jetzt soll er, der seit seinem Tod ein bevorzugtes Objekt unserer Gedächtniskultur war, groß gefeiert werden. An seinem hundertsten Geburtstag, am 10. November 1859, war ganz Deutschland auf den Beinen. Sogar in Berlin gedachte man seiner. In „Mäders Lokal“, dem ehemaligen Gasthaus, in dem Schiller im Mai 1804 logierte – (es war sein einziger Besuch in Berlin) –, versammelt sich der literarische Sonntagsverein „Tunnel unter der Spree“ und erhebt die Gläser zu einem Toast von Theodor Fontane:

„Gebrach uns noch die hohe heil'ge Flamme,

Die unseren Geist von Kleinheit, Sehnsucht reinigt

Und uns zusammenschweißt zu einem Stamme;

*Und Schiller kam – und Deutschland war geeinigt.“*

Dieser in Michael Bienerts „marbacher-magazin“ über Schiller in Berlin zitierte Toast mit seinem anrührend-pathetischen Schlussvers sollte in uns nachhallen, wenn wir jetzt die Festtagsvorkehrungen für seinen Todestag treffen.

Oder ist schon wieder alles vorbei? Die Umdrehungsgeschwindigkeit, mit der wir unser kulturelles Leben organisieren, ist so schnell geworden, dass sich die Zeit gewissermaßen selbst überholt. Noch ehe die tatsächlichen Gedenktage feierlich „begangen“ werden können, sind sie öffentlich schon abgefeiert worden. Viele der großen Zeitungen haben reichhaltiges Material zusammengestellt, um die anhaltende Wirkung oder die andauernde Wirkungslosigkeit Schillers nachzuweisen. Und während der eine, Schiller lesend, nicht genug kriegen kann, wendet der andere sich mit Grausen. Warum aber schon ein dreiviertel Jahr *vor* dem Ereignis? Eben noch wurde – nach Adornos 100. Geburtstag – Kant anlässlich seines zweihundertsten Todestages gewürdigt, da verdrängte die Neuausgabe des *Kosmos* von Alexander von Humboldt die *Kritiken* des Königsbergers, und während wir noch mit Humboldt in wärmeren Gegenden uns ergingen, beschwerten schon, noch 2004, die ersten dicken Schiller-Dossiers unser (schlechtes) kulturelles Gedächtnis.

Und während wir also noch einmal die Schrift des Historikers Schiller zur „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ lesen, in der es noch wohlgenut heißt: „Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich wie die Gesetze der Natur und einfach wie die Seele des Menschen“; oder die des Ästhetikers mit seiner Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung; oder gar uns die Theaterstücke noch einmal vornehmen und gleichzeitig die Biographien verschlingen, die uns die schrecklichen Bedingungen vor Augen führen, unter denen dieses Werk der Schönheit (als *Freiheit in der Erscheinung*) entstanden

ist – während wir uns also noch einmal (und wahrscheinlich zum letzten Mal) tief in dieses von enthusiastischem Pathos und großer Scharfsinnigkeit durchtränkte Werk einlesen, müssen wir uns bereits mit der hundert Jahre später durch Einstein formulierten Allgemeinen Relativitätstheorie herumschlagen (die wir bisher nie genau verstanden haben und von der wir deshalb auch nicht wissen, ob und wie sie unser Verhältnis zu Schiller beeinflussen kann); und während wir noch darüber nachdenken, ob unser Zeit- und Raumgefühl durch Einstein tatsächlich eine Veränderung erfahren hat, müssen wir Stifters Geburt (1805) gedenken oder an das erste Erscheinen des *Don Quichotte* (1605) erinnern, an einen Roman, wie ihn die deutsche Literatur leider nie hervorgebracht hat; und sollten wir nicht auch für Hans Christian Andersen (der im Todesjahr Schillers geboren wurde) und seine Liebe zu Deutschland ein Gedenkblatt schreiben, auch wenn unsere Aufmerksamkeit eigentlich den hundertsten Geburtstagen Camus und Sartres gelten sollte?

Die Pessimisten unter den Kritikern des öffentlichen Jubiläumswesens wollen sich nicht vom Kalender vorschreiben lassen, wann sie zu welchen Büchern greifen sollen. Das ist ihr gutes Recht. Aber sind diese Pessimisten nicht in aller Regel Professoren, die immer darüber klagen, dass sowieso kein Student mehr die Klassiker liest? Dass jegliches historische Bewusstsein ausgetrocknet ist, weil kein Mensch sich der Mühe unterziehen will, die Alten zu studieren? Sollen wir Weihnachten, Ostern und Pfingsten abschaffen, weil wir uns nicht vorschreiben lassen wollen, wann wir uns an die christlichen Grundlagen unserer Zivilisation erinnern lassen wollen?

Die Geschichte der Moderne, die mit der Französischen Revolution beginnt, ist kurz. Sie ist geprägt von der Idee der Freiheit, wie wir sie noch heute verstehen. Es gibt, das bestätigt uns ein Blick auf den immer noch von Kriegen beherrschten Planeten, gute Gründe, an die zu erinnern, die diese Idee unserer Freiheit formuliert haben. Schiller gehört dazu. Also wollen wir ihn feiern: in Schulen und Universitäten, auf dem Theater und im Parlament, auf allen Bühnen, die geeignet sind, diesen großen Schriftsteller der Freiheit zu ehren.

Norbert Oellers

## Die Aktualität eines Idealisten

Als der 25-jährige Friedrich Schiller im Jahr 1784 seine Zeitschrift „Rheinische Thalia“ öffentlich ankündigte, resümierte er mit einigem rhetorischem Aufwand seine bisherige poetische Laufbahn und sparte dabei nicht mit Selbstkritik, die er allerdings mit den Verhältnissen, denen er von 1773 bis 1780 als Zögling der „Militär-Akademie“ des württembergischen Herzogs Carl Eugen ausgesetzt gewesen war, zu begründen suchte: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. (. . .) Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifete mein Herz in eine *Idealenwelt* aus – aber unbekannt mit der *wirklichen*, von welcher mich eiserne Stäbe schieden – unbekannt mit den *Menschen* (. . .) – unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen (. . .).“

### Norbert Oellers

Dr. phil., geb. 1936; bis 2002 Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn; seit 1991 alleiniger Herausgeber der Schiller-Nationalausgabe. Rüngsdorfer Straße 11, 53173 Bonn. n.oellers@uni-bonn.de

Als Schiller diese Sätze schrieb, hatte er sein Jugendwerk bereits hinter sich: die eine Epoche der deutschen Literatur abschließenden Sturm-und-Drang-Dramen „Die Räuber“, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ und „Kabale und Liebe“, dazu zahlreiche Gedichte, zum Teil schwülstige Liebesgedichte, mächtig auftrumpfende Hymnen und Oden, die pathetisch von antithetischen Spannungen zwischen Diesseits und Jenseits, Tod und Ewigkeit, Hinfälligkeit und Glücksbegehren handeln.

## Das Jugendwerk

Dramen und Gedichte des jungen Schiller sind tatsächlich zum großen Teil Ausdruck einer gedachten „Idealenwelt“, die den Verfasser allerdings nur insofern als Idealisten ausweisen, als er, wie er selbst berichtete, in strikter Opposition zu der ihm unbekanntem Wirklichkeit stand. Damit lässt sich kein wie auch immer zu definierender Idealismus Schillers reklamieren.

Dass „Kabale und Liebe“ (1784) wie auch die vermutlich zur gleichen Zeit entstandenen Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“ schon sehr viel mit der nicht nur aus der Literatur erfahrenen Wirklichkeit zu tun haben, lässt auch diese Werke allenfalls, wenn überhaupt, auf Umwegen als „idealistisch“ verstehen: als Absage an eine Welt der Korruption und Gottferne, in der die Sehnsucht nach dem Besseren, nach wahrer Liebe und Gerechtigkeit geweckt wird.

Doch Schiller war noch weit davon entfernt, der Dichtung eine Aufgabe zu erteilen, wie er sie über ein Jahrzehnt später in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ (1795) formulierte: in einer durch den Geschichtsprozess „sentimentalisch“ gewordenen, unnatürlich zerrissenen Zeit die Kluft zwischen erfahrener Wirklichkeit und einem ausgedachten Ideal jenseits dieser Wirklichkeit darzustellen – elegisch oder satirisch.

Schillers Jugendwerke haben mit seinem späteren Idealismus nicht viel zu tun. Und doch sind auch sie (wenigstens die Dramen) hoch aktuell geblieben. „Die Räuber“ (von denen Schiller in späterer Zeit, ebenso wie von „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ und den frühen Gedichten, keine gute Meinung hatte) bleiben attraktiv als Demonstration eines kraftgenialischen Übermuts der Räuberbande mit ihrem Anführer Karl Moor und der „herzverderblichen Philosophie“, die dessen jüngerer Bruder Franz so faszinierend zu behaupten weiß. In dem Drama berühren sich die Extreme in den beiden Hauptfiguren, dem die Realität verkennenden, idealistisch sich gebärdenden Karl und dem materialistischen Zyniker Franz; denn sie verfolgen dasselbe Ziel: Herrschaft abzuschaffen, um Herrschaft auszuüben.

„Fiesko“ (das viel zu wenig auf dem Theater zu sehende „republikanische Trauerspiel“) ließe sich ebenfalls mühelos in die Dramenliteratur des 20. (und vielleicht auch des 21.) Jahrhunderts einfügen: Die Handlung ist kaum verständlich, noch weniger wahrscheinlich, und sie kann auch getrost als nebensächlich angesehen werden; denn andere Qualitäten des Stücks sind wichtiger als die nur lose mit der „wirklichen“ Geschichte verknüpfte Handlung: die hoch fliegende Sprache (besonders der Titelfigur), die zugespitzten Dialoge, die großen Gesten, das Mit- und Gegeneinander von Liebe und Gewalt, von Verbrechen, Intrigen und hohen Gesinnungen, deren Summe die Einzelheiten des Geschehens, das sich auf 75 Auftritte verteilt, in den Hintergrund treten lässt.

Und „Kabale und Liebe“? Das „bürgerliche Trauerspiel“ beweist seine Aktualität dadurch, dass es in den Schulen und auf dem Theater so präsent geblieben ist wie kaum ein anderes Stück Schillers. Es ist dessen erster und einziger Versuch, soziale, also politische Verhältnisse seiner Zeit dichterisch vorzustellen. Verhandelt wird der in vielen Jahrhunderten nicht unübliche Fall einer Liebesbeziehung zwischen Personen ungleichen Standes, ein Fall, der bekanntlich tödlich endet, wobei die Schuld nicht allein den Herrschenden, den Vertretern des korrupten Feudalabsolutismus, aufgehalst wird, sondern auch den Unterdrückten, die als Gottesordnung akzeptieren, was doch nur faules Menschenwerk ist. Das mag so gelten – einmal für immer? Den Grund für die anhaltende Beliebtheit der ziemlich „historischen“ und eigentlich etwas antiquierten Tragödie hat Schiller weitblickend in seinem Brief vom 8. Februar 1784 an den Theaterregisseur Gustav Friedrich Wilhelm Großmann angegeben: „Ich darf hoffen, daß es [das Stück, N.O.] der teutschen Bühne keine unwillkommene Acquisition seyn werde, weil es durch die Einfachheit der Vorstellung, den wenigen Aufwand von Maschinerie [!] und Statisten, und durch die leichte Faßlichkeit des Plans, für die Direction bequemer, und für das Publicum genießbarer ist als die Räuber und der *Fiesko*.“

Bewusst „idealistisch“ wollte Schiller – nach seiner Stuttgarter und Mannheimer Zeit – zum ersten Mal mit seinem „Don Karlos“ (1787) sein. Auch dieses Drama hatte das Glück, beliebt zu bleiben, weil immer wieder

die zentrale Aussage des Marquis von Posa: „Geben Sie Gedankenfreiheit (. . .)“ als für alle Zeiten gültige Forderung galt und des Königs Erwidmung: „Sonderbarer Schwärmer!“ meist als Zeichen seines Misstrauens gegenüber jedermann und seines unkorrigierbaren Herrscherwillens verstanden wurde, auch wenn sich für den Potentaten Mitleid rühren sollte – weil er ja so einsam ist. Das Stück, geschrieben in einer oft betörenden Sprache (zum ersten Mal benutzte Schiller hier den shakespearischen Blankvers), kennt fast nur Verlierer: Karlos, Posa, Philipp, dessen Gemahlin Elisabeth (deren Schicksal allein die Charakterisierung „tragisch“ verdient), auch Eboli, die intrigante Hofdame, und nur einen Gewinner: die schaurige Inquisition als Werkzeug der die Geschichte dominierenden Kirche.

Ludwig Börne hat 1818 nach dem Besuch einer „Don Karlos“-Aufführung davon gesprochen, dass ihn der „vierstündige Unterricht in Dingen der Weltweisheit auf deutsche Art vorgetragen“ ermüdet habe, aber er hat keinen Zweifel daran gelassen, dass er „eines der Meisterwerke deutscher Dichtkunst“ gesehen habe. Und so hat jede Generation im Prinzip geurteilt: Das viel zu lange Stück, das zugleich politisches, Familien- und Freundschafts-Drama ist, enthält genügend Substanz – poetische vor allem, aber auch politische –, um immer wieder mit Gewinn studiert und, nach geschickter Kürzung, aufgeführt zu werden. Ist es, mit seinem Plädoyer für die Freiheit der Völker und aller Individuen, das Drama eines fortwirkenden Idealismus? Schiller selbst hat sich in seinen „Briefen über Don Karlos“ (1788) gewohnt selbstkritisch geäußert und besonders Marquis Posa getadelt, der Karlos als bloßes Mittel zum Zweck der Befreiung Flanderns gebraucht habe. Dadurch werden seine beherzigenswerten Weltweisheiten tatsächlich ins Zwielicht gerückt – weil der Dichter in seinem Idealismus noch nicht festigt war. Hinsichtlich des Ideengehalts in seinem „Don Karlos“ sollte nicht zur Seite geschoben werden, was der Dichter, beschäftigt mit „Wallenstein“, am 21. März 1796 an Wilhelm von Humboldt geschrieben hat: „Vordem habe ich wie im Posa und Carlos [!] die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probieren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (. . .) entschädigen.“ Der Anspruch, „die bloße

Wahrheit“ (die der Geschichte, der Menschenschicksale) durch Poesie vermitteln zu können, ist der Ausweis des Schillerschen Idealismus, wie er sich nach 1790 entwickelt hat – nach ersten poetischen Bekundungen einer die Wirklichkeit transzendierenden Weltanschauung in den Gedichten „Die Götter Griechenlandes“ und „Die Künstler“ und nach mehrjährigen Geschichtsstudien (1787–1791). Erst dann wurde Schiller zu *dem* philosophischen und poetischen Idealisten, den die Nachwelt gefeiert und missachtet, verkannt und verstanden, auf jeden Fall nie völlig vergessen hat.

Schon 1788, in dem Gedicht „Die Götter Griechenlandes“, und dann ein Jahr später in dem Gedicht „Die Künstler“ hat Schiller, vielleicht unter dem Einfluss des ihm gerade erst ein wenig bekannt gewordenen Kant, eine Geschichts- und Kunstauffassung vertreten, die von der seiner „klassischen“ Zeit nicht wesentlich unterschieden ist: In jenem Gedicht wird zum ersten Mal mit aller Schärfe die Ansicht geäußert, dass der Riss, der durch die Welt geht – diese in Jenseits und Diesseits, Ideal und Wirklichkeit, Erscheinung und Wesen trennend –, seine Ursache in dem Verlust einer vorchristlichen Welt des Glücks, der ungeteilten Natur, der Schönheit habe: Arkadien als Einheit des Menschlichen und Göttlichen, am Ende auseinander gefallen durch die Lehre des Christentums („Einen zu bereichern, unter allen, / mußte diese Götterwelt vergehn“), so dass nur die Sehnsucht nach dem Verlorenen bleibe: „Kehre wieder, / holdes Blüthenalter der Natur!“

Wie das Vergangene an das Gegenwärtige und Zukünftige geknüpft werden könne, behandelt das zweite große Gedicht jener Zeit, „Die Künstler“, in dem Schiller einen Gang durch die Weltgeschichte unternimmt, um zu zeigen, dass der Mensch seine Würde immer nur dann bewahrt habe, wenn er sich als Kulturwesen oder sogar als Künstler verstanden habe. Damit sich seine Hoffnung auf eine künftige Welt der Schönheit und Wahrheit erfülle, müssten sich vor allem die Dichter ihrer Aufgabe bewusst bleiben: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, / bewahrt sie! / Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gesunkene sich heben!“ Nach der Veröffentlichung der „Künstler“ schwieg der Dichter Schiller sechs Jahre.



## Idealismus des Klassikers

Es bedurfte vermutlich des Ausbruchs der schweren Krankheit Anfang 1791 (einer Krankheit, die 14 Jahre später zu seinem Tod führte), um Schiller den Weg zum Idealismus des Klassikers zu bahnen, durch den er sich seine bleibende Zeitgenossenschaft sicherte, auch wenn er im Laufe der Jahrzehnte viel zu leiden hatte unter seinen Interpreten. Auf dem Krankenbett begann Schiller mit dem intensiven Studium der Hauptwerke Kants, der „*Critik der Urtheilskraft*“ zunächst, dann der „*Critik der practischen Vernunft*“; mit den Grundzügen der „*Critik der reinen Vernunft*“ machte er sich auch genauer bekannt, als es vorher geschehen war.

Schiller war von dem Königsberger Weisen fasziniert, glaubte aber dennoch, dass er ihn in Details präzisieren und überbieten könne. So entstanden die großen Abhandlungen „*Ueber Anmuth und Würde*“ (1793), „*Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen*“ (1794/95) und „*Ueber naive und sentimentalische Dichtung*“ (1795). Am 17. Dezember 1795 teilte Schiller dann seinem nicht sonderlich philosophischen Freund Goethe zu dessen Freude mit: „Es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe.“ Auf diesen Entschluss folgte eine rege poetische Tätigkeit Schillers – bis zu seinem Tod.

Schiller als *der* Dichter des deutschen Idealismus – das ist ein Mythos, der im 19. Jahrhundert entstand und gepflegt wurde und dessen Folgen bis weit ins 20. Jahrhundert zu beobachten waren, nicht immer zum Vorteil des Mythisierten. Der Dichter fiel schon bald nach seinem Tod in die Hände der politischen Moralisten und in die der moralisierenden Philosophen. Dass Wolfgang Menzel etwa, eine Art Literaturpapst der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, in seiner ersten, viel gelesenen Geschichte der deutschen Literatur (1828) von Schiller als dem „größten unter den poetischen Idealisten“ sprach, gründete auf seiner unerschütterlichen Überzeugung, dass Schiller als *Mensch* einem Ideal sehr nahe gekommen sei – der reine, tugendhafte, nach Weltverbesserung und Menschheitsbeglückung strebende Dichter, dessen „Ideale (...) Kinder seines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen seines ei-

genen Feuers“ gewesen seien. Menzel, ein erbitterter Gegner des als schwächlich und sittenlos apostrophierten Goethe, hat, geleitet von moralischen und nationalen Interessen, das Ansehen Schillers auf eine Basis gestellt, auf der er sich in den folgenden Jahrzehnten immer unangefochtener behauptete: auf die Basis außerästhetischer Ansichten und Argumente, mit denen Schiller als edel und tugendhaft förmlich ausgestellt wurde – als ein Seher, ein Herold, ein Apostel.

Von der vermeintlichen Idealität des Menschen Schiller wurde immer wieder der Schluss auf den Idealismus des Dichters gezogen, am erregtesten im Schiller-Jahr 1859, in dem zum Beispiel der angesehene Schriftsteller und Kritiker Karl Gutzkow (einer der 1835 „verbotenen“ Jungdeutschen) mit religiöser Inbrunst ausrief: „Edler Schiller! Tritt in deiner würdevollen Gestalt aus den unbestimmten Dämmerungen der enthusiastischen Begeisterung dieser Tage und erleuchte dein Volk und die Welt über die wunderbare Schwingung, die dein Geburtsfest dem öffentlichen Geiste Deutschlands gegeben! (...) Der Geist der *Tat*, der befreienden, erlösenden, lebensschaffenden *Tat* ist es ja, der das deutsche Volk aus Schillers Leben und Dichten wie mit Riesenarmen, stählend und entflammend, umfängt (...)“ So und ähnlich ging es weiter (bis hin zu Thomas Manns berühmter Schiller-Rede von 1955). Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts wurde mit einem derart idealisierten idealistischen Dichter oftmals ziemlich kurzer Prozess gemacht. Er galt vielen als antiquiert.

Und auch dies wurde nicht mehr ernst genommen: dass Schiller *der* Repräsentant des deutschen Idealismus sei, wie es Hegel angenommen hatte, der in seinen ästhetischen Vorlesungen sagte, Schiller sei es gelungen, das Wesen der Kunst als die Einheit „des Allgemeinen und Besonderen, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Geistigkeit und des Natürlichen“ vollkommen zu erfassen. Und Hegels Schüler Friedrich Wilhelm Hinrichs war dieser Spur gefolgt und hatte in einem dreibändigen Werk über Schiller (1837–1839) dargetan, wie der Dichter nichts Geringeres erreicht habe, als „das Werden des Ideals zur Wirklichkeit“, die „Verwirklichung der Freiheit in allen Gestalten des Lebens“ poetisch zu konkretisieren. Über eine solche Einschätzung wäre Schiller höchst verwundert gewe-

sen, und nicht weniger natürlich darüber, dass lange Zeit sein Bild unter den Gelehrten, in mancherlei Variationen zwar, aber nicht grundsätzlich verschieden, dieser – weniger ästhetischen als geschichtsphilosophischen – Vorstellung entsprach. So kam es, nicht zuletzt unter dem Eindruck des in finsternen Zeiten offensichtlich mühelos missbräuchlich manipulierten „Nationaldichters“ Schiller, zu einer Entaktualisierung des Dichters, die in einigen Kreisen von Gebildeten bis heute nicht widerrufen worden ist. Es scheint, als werde es auch in Zukunft nicht an Schriftgelehrten fehlen, die das Thema Schiller für sich abgeschlossen haben und glauben, damit Ballast abgeworfen zu haben. Oder: Das Regietheater verzerrt den „teutschen Shakespeare“ (wie 1781 einer der ersten „Räuber“-Kritiker den Verfasser nannte) nach eigenem Gutdünken bis zur Unkenntlichkeit, und das heißt in der Regel: bis jede Idealismus-Spur getilgt ist.

## Zeitenbruch und Elysium

Wer die Aktualität Schillers als zweifelsfrei behauptet, macht nicht selten den Fehler, auf moralische Forderungen von anscheinend zeitloser Gültigkeit das Augenmerk zu richten. Doch was ist damit gewonnen, auf die Ansicht des jungen Schiller zu verweisen, das Theater müsse „die Laster [der Herrschenden, N.O.] vor einen schrecklichen Richterstuhl“ reißen? Ist das „idealistisch“? Doch so wenig wie das Distichon „Würde des Menschen“, an dem ja nichts auszusetzen ist und das mit Brechts „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“ so schön übereinstimmt: „Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen. / Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.“ Und daran zu erinnern, dass Schiller in seiner akademischen Antrittsrede 1789 gefordert hat, der wahre Historiker dürfe kein bloßer Brotgelehrter, sondern müsse ein philosophischer Kopf sein, ist in Zeiten universitärer Not sicher nicht überflüssig, kann aber kaum geeignet sein, die Aktualität des Schiller'schen Idealismus zu bekräftigen.

Was aber ist das für ein Idealismus, der mit dem Namen Schiller verknüpft werden kann und dessen Aktualität außer Zweifel stehen sollte? Er hat sich erst in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts ausgebildet, in den meisten der theoretischen Schriften, und dann, na-

turgemäß modifiziert, in seinen Dichtungen, den Dramen und einigen Gedichten. In der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“, einem der originellsten ästhetischen Werke der deutschen Literatur, das zusammen mit Friedrich Schlegels wenig später erschienenem Aufsatz „Ueber das Studium der Griechischen Poesie“ so etwas wie die Magna Charta der klassischen *und* romantischen, besser: der klassisch-romantischen und damit modernen Literatur darstellt, hat Schiller von der geteilten Welt gesprochen, von dem Riss, der sich auch in der Kunst, besonders in der Dichtung zeige. Danach gehört der naive Dichter einer längst vergangenen arkadischen Zeit an, in der die menschlichen Vermögen noch nicht getrennt waren, in der Kunst und Natur, Religion und Wissenschaft, Anschauen, Denken und Handeln eine unreflektierte Einheit bildeten. Der Zeitenbruch veränderte die Bedingungen auch der Dichter, die nun nicht länger Natur sein (und sie so „bewahren“) konnten, sondern fortan bestimmt waren, die Natur zu „suchen“. Sie wurden sentimentalisch, das heißt, in ihnen fielen die Anschauung (die Empfindung) und das Denken auseinander, so dass sie über den Eindruck der Erscheinungen reflektieren und die Auseinandersetzung über die Kluft zwischen der Wirklichkeit und einem ausgedachten Ideal zu ihrem Hauptgeschäft machen mussten, in der Erwartung, dass sich diese Kluft einmal, am Ende der Zeiten, werde schließen lassen, nicht zuletzt durch ihre Kunst. Den Ort des geschichtslosen Zeitalters nannte Schiller „Elysium“.

Die Werke des sentimentalischen, des modernen Dichters behandeln notwendigerweise „den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale“, und zwar entweder elegisch oder satirisch; in allen Fällen wird die gemeine Wirklichkeit der Dinge dargestellt, aber stets um eines „inneren idealischen Gegenstandes“ willen. Die höchste Form der sentimentalischen Dichtung ist für Schiller die Idylle. Deren Begriff ist der „eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, es ist kein anderer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß *aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale*, der den Stoff zu der satyrischen

und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey (...).“ Dies, so lässt sich leicht denken, kann nur gelingen jenseits der Geschichte.

Die Frage, ob es in Elysium überhaupt einer Dichtung, die immer nur idyllisch sein kann, bedarf, beschäftigte Schiller nicht; hingegen kam ihm während der Arbeit an der Abhandlung der Gedanke, er könne selbst seine sentimentalischen, durch die geschichtlichen Verhältnisse gesetzten Schranken überspringen – ein wahrhaft idealistischer, ja ein verstiegener, aber deswegen nicht unsinniger Gedanke. Er wolle sich selbst an einer Idylle versuchen, schrieb Schiller Ende November 1795 an Wilhelm von Humboldt: „Denken Sie Sich (...) den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen – keinen [!] Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehen – Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe denke – wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist.“ Idealistischer war Schiller nie. Da er sich nicht vom Unrat der Wirklichkeit reinwaschen konnte, blieb die Idylledichtung, der er die Überschrift „Die Vermählung des Herkules mit der Hebe“ gegeben hatte, Utopie. Mit ihr wollte er sein kurz zuvor geschriebenes Gedicht „Das Reich der Schatten“ (das er später „Das Ideal und Leben“ nannte) überbieten, wollte das Reich der absoluten Schönheit, das in diesem Gedicht wie eine biblische Verheißung behandelt wird, als wirklich zeigen.

Dass Leben, Wirklichkeit und Geschichte durch die Kunst zu transzendieren oder wenigstens auszuhalten seien, blieb Schillers Überzeugung bis an sein Lebensende. In dem Ende 1799 geschriebenen Gedicht „Nänie“, das beginnt: „Auch das Schöne muß sterben“, wird im letzten Distichon diese Sonderstellung der Kunst knapp begründet: „Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich, / Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.“ Und in dem eineinhalb Jahre später entstandenen Gedicht „Am Antritt des neuen Jahrhunderts“ heißt es abschließend: „In des Herzens heilig stille

Räume / Mußt du fliehen aus des Lebens Drang, / Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, / Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Die Grundlage für seine idealistische Kunstauffassung hatte Schiller in seinen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ gelegt, einer 1795 in den „Horen“ erschienenen Abhandlung, die auf den so genannten „Kallias“-Briefen an Freund Körner und den Briefen an den Erbprinzen von Augustenburg basieren; in ihnen finden sich viele bemerkenswerte Ansichten, die bis zum heutigen Tag diskussionswert, also aktuell sind.

Seine Gegenwart, so Schiller, sei gekennzeichnet durch einen entsetzlichen Verfall von Sitte, Recht und Ordnung; es stünden sich die Depravirtheit der Herrschenden und die Rohigkeit der Masse antagonistisch gegenüber, und zu helfen sei nur, wenn eine Besinnung auf die Wurzel der Kultur durch die Gebildeten erfolge, mit dem Ziel, die Kunst als Helferin aus den elenden Zuständen zu fördern. Der Künstler wird an seine eigentliche Aufgabe erinnert: „Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß.“ Er müsse, als Repräsentant der wahren Menschheit, bestimmt sein durch „die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die Freyheit“. (Was Schönheit sei, steht in dem „Kallias“-Brief vom 8. Februar 1793: „Freiheit in der Erscheinung“.) Die Tätigkeit des Künstlers ist gebunden an konkrete Inhalte, denen er durch die Form eine prägende Bedeutung zu geben vermag.

Um Stoff- und Formtrieb geht es eine Weile in Schillers Abhandlung; beide Triebe sind zwar notwendige, aber nicht ausreichende Bedingungen der Künstlerschaft. Der Künstler beweist seine Superiorität, indem er die beiden Triebe in ihren jeweiligen Grenzen hält und sie durch den Spieltrieb vermittelt, in dem sie „vereinigt“ wirken. Auf spielerische Weise wird „Form in die Materie und Realität in die Form“ gebracht und dadurch die Sittlichkeit mit der Sinnlichkeit versöhnt. Schiller, der alles daran setzt, das System der Schönheit als objektiv notwendig und gesetzmäßig wirkend zu erweisen, erklärt, was er unter Spiel versteht: „was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist,

und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt“. Im 15. der insgesamt 27 Briefe wird die Dignität des Spiels als Signatur der Kunst in den oft zitierten Satz gefasst: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ Damit ist das Ideal der Schönheit über die Wirklichkeit hinaus bestimmt – „in dem möglichstvollkommensten [sic] Bunde und *Gleichgewicht* der Realität und der Form“.

Zur glückenden Vermittlung zwischen Empfinden und Denken, Stoff und Form bedarf es, wie Schiller angibt, einer „freyen Stimmung“, die einen „Zustand der realen und aktiven Bestimmtheit“ ermöglicht. Dieser Zustand des autonomen Subjekts wird als „ästhetischer Zustand“ bestimmt – als Bedingung für die Hervorbringung des Kunstschönen im freien Spiel, durch das erreichbar wird, was in Schillers idealistischem Credo diesen Ausdruck findet: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun. (. . .) Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, *daß er den Stoff durch die Form vertilgt.*“ Schiller weiß, daß er – nicht anders als bei der Bestimmung der sentimentalischen Idylle – von einem Ideal spricht, von einer Utopie, die freilich als durchaus konkret angesehen werden soll. Es geht ihm darum, dass die noch unvollkommene Kunst dieses Ideal nicht aus den Augen verliert, dass sie den ästhetischen Zustand vorbereitet, in dem die Menschen dermaleinst ganz frei, damit auch ganz sittlich und alle staatlichen Einrichtungen durch seine Bürger ästhetisch sein werden.

## Kunst und Freiheit

Schillers große Abhandlung ist hoch spekulativ und nicht frei von Widersprüchen. Doch liegt die Aktualität der hier behandelten Probleme auf der Hand. Die Gebrechen der Schiller-Zeit sind die späterer Zeiten. Stets war es um die Autonomie des Menschen nicht sonderlich gut bestellt, und das interesselose Wohlgefallen am Schönen ist und bleibt ein schwer erfüllbares Postulat wie das des nur im Spiel sich beweisenden Menschen. Aber auch wenn ein ästhetischer Staat nicht in Sicht ist, sollte der Künstler ihn anstreben. Es kann nicht sein, dass die Kunst, die keine unmittelbaren moralischen und politischen

Zwecke verfolgt, darauf verzichtet, den Menschen in Freiheit setzen zu wollen, das bloß physisch Sinnliche wie das bloß vernünftig Sittliche zu transzendieren. Das Postulat wird nie obsolet sein: dass die Schönheit zur Erkenntnis der Wahrheit wie zur Erfüllung moralischer Pflichten ohne jeden Zwang führen solle. Dadurch kann sie den Menschen freimachen, ihm die Möglichkeit des Spiels (in welchem Sinn auch immer) geben, so dass er sich gegen die Widerstände, die Natur und Geschichte stets aufs Neue setzen, wenigstens zeitweise behauptet; dass er die Kunst erfährt als *promesse de bonheur*, als Lebens-, als Überlebensmittel in einer entfremdeten Welt. Es kann nicht in Frage gestellt werden, dass der Künstler auch unserer Tage mit Schillers schöner Bestimmung aus seinen ästhetischen Briefen etwas anfangen kann: Er präge das Ideal „in die Spiele seiner Einbildungskraft, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit“.

Die zuweilen geäußerte Auffassung, dass Schillers idealistisches Konzept der ästhetischen Erziehung ins Leere ziele, ist angesichts der Weltverhältnisse, wie sie sich in den vergangenen beiden Jahrhunderten entwickelt haben, nicht unverständlich. Doch die Hoffnung, die Beschäftigung mit dem Schönen werde, ohne gleich den harmonischen Menschen und eine ästhetisch bestimmte Gesellschaft hervorzubringen, zur Hebung des moralischen Niveaus, vielleicht zur Wahrheitsfindung und zur Beförderung der „Glückseligkeit“ beitragen – diese Hoffnung sollte nicht fahren gelassen werden.

Wer nach Schillers Aktualität und seinem idealistischen Schönheitsverlangen sucht, wird mühelos auf dem Feld seiner klassischen Dramen (von „Wallenstein“ bis „Wilhelm Tell“) fündig. Dabei ist es keineswegs so, dass, wie aufs Einfachste immer wieder versichert und geglaubt wird, diese Dramen in ihrem Inhalt ein idealistisches Menschen- und Geschichtsbild vermittelten, sondern Schiller war (mit unterschiedlichem Erfolg) bemüht, die furchtbaren Ereignisse, die er – mit Ausnahme des „Wilhelm Tell“-Geschehens – zum Gegenstand (zum „Stoff“) seiner Stücke wählte, durch die „Form“, das heißt durch Sprache, Stil, Komposition und Figurenkonstellation, zu „vertilgen“, der Versicherung im „Wallenstein“-Prolog eingedenk: „Ernst

ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Schiller war, spätestens seit der die Französische Revolution bestimmenden Terreur (genau: seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. im Januar 1793), von der zernichtenden Gewalt der Geschichte zutiefst überzeugt, und in seinen Tragödien hat er dieser Überzeugung aufs Entschiedenste Ausdruck verliehen. Als Antwort auf die Schrecken, die er in Vergangenheit und Gegenwart wahrnahm, mobilisierte er die Kunst, deren Schönheit zur Erkenntnis der dringend benötigten Wahrheit beitragen sollte.

Bei der Arbeit am „Wallenstein“ sah sich Schiller wieder vor dieses Problem gestellt: Wie lässt sich die Geschichte, die ja im Wesentlichen von der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge“ handelt, so darstellen, dass sie *nicht* idealistisch überhöht, sondern in ihrer „Eigentlichkeit“, als zufällig und gleichzeitig vernichtend, erscheint? Wie konnte Wallenstein beizukommen sein, der, wie Schiller schon am 21. März 1796 an Humboldt schrieb, „nichts Edles“ habe und deshalb nicht idealisiert werden dürfe? Er wollte es auf eine neue Weise versuchen, schrieb er im selben Brief: „Es ist erstaunlich“, heißt es da, „wieviel realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltendere Umgang mit Göthen und das Studium der Alten (...) bey mir nach und nach entwickelt hat.“ Mit der „realistischen Wende“ verband sich für Schiller eine neue Bestimmung dessen, was als wahr zu gelten habe: nicht mehr das jenseits aller Erfahrungen sich verbergende Wesen der Erscheinungen, sondern der erkennbare (auch konstruierbare) Zusammenhang des Seienden mit seinem Grund und seinen Wirkungen. Im „Wallenstein“-Prolog wird versprochen, dass die Muse „das düstre Bild / Der Wahrheit [gemeint ist die historische Wirklichkeit, N.O.] in das heitre Reich der Kunst“ „hinüberspiele“. Die heitere, die überlegene Kunst kann, indem sie über die Wirklichkeit einen Schleier breitet, deren Wahrheit zur Erscheinung bringen, da sie, die Kunst, das Wahre mit dem Schönen aufs Engste verbindet.

Es sei dahingestellt, ob Schillers realistischer Blick auf die Realitäten der Wallenstein-Tragödie deren Kern aufdeckt oder ob sich nicht doch – vor allem in der Figur des erfundenen Max Piccolomini – manch Idealistisches jenseits dieser Realitäten in den Vor-

dergrund drängt. Doch ist kaum zweifelhaft, dass Schiller die Gräfin Terzky zu seinem Sprachrohr macht, wenn er sie dem von „den Wohnungen der ewgen Freude“ schwärmenden Max antworten lässt: „Doch muß ich bitten, einge Blicke noch / Auf diese ganz gemeine Welt zu werfen, / Wo eben jetzt viel Wichtiges geschieht.“ Max ist der aus der Geschichte Gefallene, der phantastische, realitätsblinde Idealist, dem nur der Tod bleibt und der allen seinen Pappenheimern das Leben nimmt. Das ist wahrlich kein Empfehlungsbrief für den von dem Jüngling repräsentierten Idealismus. Gegensätzlich (sehr realistisch!) ist Thekla, deren Liebe ganz auf das Diesseits gerichtet ist und deren Verse rühren, weil sie so schön und auch wahr sind.

Es geht in der „Wallenstein“-Trilogie nicht um die Poetisierung oder Idealisierung historischer Ereignisse oder einzelner Figuren, sondern um die Poesie, die das Schreckliche bannen, die über das Schreckliche hinausweisen soll. Um diese Absicht zu unterstreichen, hat Schiller den Feldherrn auf gemeine Weise umbringen lassen und ihn dadurch einem grandiosen Finale entzogen. Sein Ende („unglaublich! abscheulich! der Tod siegt über das Leben! Dies ist nicht tragisch, sondern entsetzlich“, urteilte Hegel) soll verdeutlichen, dass große Individuen bestimmt sind, vom Schauplatz ihrer Taten in den Tod getrieben zu werden – wie und von wem auch immer.

Und grundsätzlich nicht anders sind die beiden folgenden Tragödien Schillers zu sehen. Weder „Maria Stuart“ noch „Die Jungfrau von Orleans“ sind idealistisch überhöhte Darstellungen historischer Geschehnisse, sondern sie sind Demonstrationen von Ausweglosigkeiten. Dort: Die Geschichte lässt nicht zu, dass zwei Herrscherinnen gleichen Rechts überleben, hier: Gott lässt den Menschen in Schuld fallen, wenn er sich von diesem abwendet (und dann folgerichtig dieser von jenem), auch in dem extremen Fall, dass er, der Mensch, sich liebend einem Mitmenschen zuwendet. Die Himmelfahrten Marias und Johannas sind nur Trost für diejenigen, die glauben können. Gegen die Verzweiflung angesichts der notwendigen Untergänge setzt der Dichter die Hoffnung auf die Wirkung des Schönen seiner Kunst.

Am weitesten ist diese Tendenz in der „Braut von Messina“ getrieben, in der die un-

wahrscheinliche und ziemlich sinnlose Handlung die Möglichkeit eröffnen soll, sich ganz auf die Darstellungsweise, auf das poetische Sprechen in höchsten Tönen zu konzentrieren. „Die wahre Kunst“, sagt Schiller in der Vorrede zu der Tragödie, „hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu *machen*, und dieses dadurch, dass sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.“ Das ist ein wahrhaft idealistisches Kunst-Bekenntnis, von dem zu wünschen ist, dass es seine Aktualität behauptet.

„Wilhelm Tell“ ist seit jeher so beliebt, weil es als Freiheitsdrama Vorbildcharakter zu haben scheint. Seine Aktualität ist schwerlich mit seiner Kunstfertigkeit zu begründen, sondern hängt mit der in dem Schauspiel demonstrierten politischen Haltung (die Schiller selbst nicht unproblematisch war) und also mit seiner vielfältigen Verwendbarkeit zusammen. Der Dichter hat in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt am 2. April 1805 selbstkritisch angemerkt, mit „Wilhelm Tell“ habe er vielleicht „einen Seitenschritt“ gemacht, „indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben“. Unter dem Gesichtspunkt seiner seit einem Jahrzehnt verfochtenen idealistischen Kunstphilosophie kann dieses letzte Drama Schillers sogar als *Seitensprung* bezeichnet werden. Gegen den Verdacht, selbst „materiell“ geworden zu sein, hat der vom Tode Gezeichnete im selben Brief an Humboldt den Satz gesagt: „Am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.“

Schillers Idealismus gründete auch am Ende seines Lebens auf dem festen Glauben, dass durch das Schöne, durch die heitere Kunst der Welt zu helfen sei. Dieser Idealismus sollte von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Marie Haller-Neermann

## Ein Weltbürger, der keinem Fürsten dient

So unterschiedlich die Sicht auf Friedrich Schiller in den neueren Biographien auch ausfällt, so zeigen sie doch, dass das zum Mythos erstarrte Bild eines weltfremden Idealisten differenziert und korrigiert werden muss. Schiller ist nicht nur der klassische Nationaldichter, er wird auch als großer Menschenkenner und als scharfsinniger Psychologe gesehen und – nicht zuletzt – als hoch politischer Autor. Überblickt man das dramatische Werk und die historischen Schriften, fällt rasch auf, dass der deutscheste aller deutschen Dichter am allerwenigsten nationale Stoffe behandelt, sondern – als europäisch denkender Autor – seine Themen und Figuren in der Geschichte der anderen europäischen Länder findet. Dies lässt sich zwar auch mit einem Ausweichen vor den Zwängen der für Schiller bedrohlichen, stets präsenten Zensur erklären, aber es zeigt sich darin vor allem die europäische Dimension seines Denkens, welche die nationale Enge der Kleinstaaterei im Deutschland seiner Zeit überwindet.

**Marie Haller-Neermann**

Dr. phil., geb. 1950; Germanistin und Romanistin; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Berlin-Brandenburgischen Institut für Deutsch-Französische Zusammenarbeit in Europa, Genshagen. Nassauische Straße 53, 10717 Berlin. [marie.neermann@berlin.de](mailto:marie.neermann@berlin.de)

1782 flieht Schiller aus Württemberg und spricht fortan von seinem „Dichterberuf“ – einen Begriff wählend, der vor ihm nicht existierte. Den steinigen Weg vom Selbstverleger zum freien Schriftsteller geht er kompromisslos. Nichts kann ihn von diesem Ziel abhalten, weder der frühe Erfolg der Mannheimer „Räuber“-Inszenierung und der dadurch auf ihm lastende politische Druck noch gesundheitliche Krisen oder Enttäuschungen wie der Verzicht des Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, Wolfgang Heribert Freiherr

von Dalberg, auf eine weitere Zusammenarbeit und das daraus folgende Ende seiner Tätigkeit als Mannheimer Theaterdichter. In denkwürdigen Sätzen resümiert er in der „Ankündigung der Rheinischen Thalia“ vom 11. November 1784: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen (. . .). Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland (. . .). Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter.“

Schiller wiederholt sein politisches Bekenntnis in der Audienzszene des 1787 uraufgeführten „Don Karlos“. Zweimal weist Marquis Posa das Angebot König Philipps, in freier Wahl einen Posten am Hofe zu wählen, zurück: „Ich kann nicht Fürstendiener sein.“ Posa lässt sich durch die Gunstbezeugung des Königs nicht kompromittieren, lehnt einen Kompromiss mit dem Despoten ab. Und dann erhebt er die kühne, ja halsbrecherische Forderung: „Gehen Sie Europens Königen voran. / Ein Federzug von dieser Hand, und neu / Erschaffen wird die Erde. Geben Sie / Gedankenfreiheit.“ (III. Akt/ 10. Szene) Das Verlangen nach „Gedankenfreiheit“ wird nunmehr als öffentliche Forderung erhoben – Schiller schreibt für die großen Ideen der europäischen Aufklärung und wendet sich gegen Zensur und Despotismus im eigenen Land. Schon der Autor der „Räuber“ hat aus seiner republikanischen Gesinnung, seiner rebellischen, antiabsolutistischen Einstellung keinen Hehl gemacht und seinen Humanitätsanspruch bis zum letzten Stück, „Wilhelm Tell“, beibehalten. Stauffachers Rede formuliert noch einmal das große Freiheitsideal: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.“ (II/2)

## Europäische Aufklärung

Der Freiheitsanspruch bezieht sich nicht allein auf deutsche Fürstentümer oder Kleinstaaten, Freiheit wird in einer europäischen Dimension verstanden. So wie Schiller die Themen für seine Freiheitsdramen in der italienischen („Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“; „Die Braut von Messina“), spanischen („Don Karlos“), englischen („Maria Stuart“), französischen („Die Jungfrau von Orleans“), russischen („Demetrius“-Fragment) und schweizerischen Geschichte

(„Wilhelm Tell“) fand (die „Wallenstein“-Trilogie mit dem historischen Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges soll gesondert betrachtet werden), kaum aber in der deutschen („Die Räuber“; „Kabale und Liebe“), so weisen auch die historischen Schriften auf die Geschichte nicht der deutschen, sondern der europäischen Staaten. Das für Schiller zentrale Konzept einer ästhetischen Erziehung definiert sich als Teil des europaweiten Aufklärungsdenkens und seiner Eruption in der Französischen Revolution. Nicht absolutistische Machtgier der deutschen Fürsten und ihre Politik der Kleinstaaterei, nicht der Traum von einem geeinigten Deutschland als Kulturnation stehen im Zentrum von Schillers Denken, sondern die Auseinandersetzung mit der Vielfalt an Erfahrungen mit Freiheit und Unfreiheit, mit Widerstand und Despotismus, mit Inquisition und Aufklärung in ganz Europa.

Ein drastisches Beispiel für das Motiv der Tyrannenkritik ist das frühe Gedicht „Die schlimmen Monarchen“ aus dem Jahr 1782, das die vielfältigen Ausprägungen des Despotismus, vor allem Verschwendungssucht, Willkür und Unterdrückung, geißelt und auf die mangelnde Kontrolle absolutistischer Machtausübung abzielt. Ein Beispiel euphorisch gestalteter Freiheitsthematik ist das „Reiterlied“ aus „Wallensteins Lager“: „Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd / Ins Feld, in die Freiheit gezogen.“ (I/11)

In der Einleitung zur 1788 publizierten historischen Abhandlung „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“ weist Schiller darauf hin, „daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann“. So wie er die Großmachtansprüche des spanischen Königs Philipp II. analysiert, dessen „gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen droht“, so erkennt Schiller im Gegenzug die Freiheitsideen der europäischen Aufklärung als einzig mögliche Gegenbewegung gegen die „schwere Zuchtrute des Despotismus“. Die Analyse der „Gründung der niederländischen Freiheit“ im 16. Jahrhun-

dert, als „die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze“ geboten haben, ist für den Dichter des „Don Karlos“ von Gewicht, weil sie ein Licht wirft auf die eigene Zeitgeschichte und die Epoche der Aufklärung und mit ihr auf die uneingelösten Freiheitsideale. Sie werden als „die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hereinschneidet“, gedeutet. Mit „Don Karlos“ will Schiller es sich aller Bedrohung durch die Zensur zum Trotz „zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituierte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will – und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen – einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie biß jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“<sup>1</sup> Die verweigerte „Gedankenfreiheit“, die Machtbasis des spanischen Tyrannen, wird als das stärkste Hindernis erkannt für den Fortschritt von Vernunft und Erkenntnis. „Die Freiheit blieb das Grundmotiv seines Denkens und Dichtens“, so Thomas Mann 1955 in seinem „Versuch über Schiller“.

## Schiller und seine Zeit

Betrachtet man Schillers Lebensweg vor der Folie der historischen Entwicklung, sieht ihn mithin als Zeitgenossen, so wird eine besondere, sein politisches Bewusstsein nachhaltig prägende Konstellation deutlich. In seine Schulzeit fiel die Phase der demokratischen Revolution in Nordamerika, in der deutschen Geistesgeschichte und in den Naturwissenschaften vollzog das Bürgertum zwischen 1770 und 1830 seinen Aufbruch, geprägt durch die Hochzeit der deutschen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit der Überwindung des einseitigen Rationalismus der Aufklärung in der Literatur, der Pädagogik, auf der politischen Bühne und in religiösen Auseinandersetzungen wurde eine neue Lebens- und Weltansicht entwickelt, die in der Philosophiegeschichte als Epoche des deutschen Idealismus und in der Literaturgeschichte als Sturm und Drang, Weimarer Klassik und Romantik bezeichnet werden.

In seinem 30. Lebensjahr wurde Schiller Zeuge der Französischen Revolution. Die

<sup>1</sup> Brief an Wilhelm Friedrich Reinwald am 14. 4. 1783.

kritische Analyse dieser ersten bürgerlichen Erhebung in der Geschichte hat sein Leben grundlegend bestimmt. Zentrale Themen der Dichtung wie der historischen und philosophischen Abhandlungen waren fortan die Freiheits- und Menschenrechte, die Kritik an absolutistischer Willkür („Die Räuber“, „Don Karlos“, „Wilhelm Tell“) und an der Ständegesellschaft („Kabale und Liebe“), die Entstehung einer bürgerlichen Nation („Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“) und die Entwicklung der Französischen Revolution („Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“, „Wallenstein“). Auch die Rolle der Frau, ihre Position in der Stände- bzw. der bürgerlichen Gesellschaft, wird reflektiert, wobei die großen Frauenfiguren oftmals dem widersprechen, was Schiller in Lyrik und Prosa über Tugend und Würde der Frauen formuliert hat. In der Jungfrau von Orleans, in Elisabeth („Maria Stuart“), der Gräfin Terzky („Wallenstein“), in Marina („Demetrius“) und Hedwig (Tells Gattin, Fürsts Tochter) gestaltete er Frauen, die sich durch Stärke, Autonomie, Ehrgeiz, Mut, ja Verwegenheit auszeichnen.

Sein umfangreiches, den damaligen Kenntnisstand repräsentierendes Wissen erwarb sich Schiller Zeit seines Lebens durch gezielte Lektüre, durch Quellenstudium und durch Gespräche. Er ist wenig gereist, er lernte Deutschland nur zum Teil kennen, die anderen europäischen Länder gar nicht, nicht einmal die Schweiz seines Wilhelm Tell und erst recht nicht Italien oder gar Griechenland. Aus gesundheitlichen Gründen scheute er Hitze und Reisestrapazen. Doch das, was ihm eine begrenzte Anschauung bot, ergriff er so intensiv, dass es ihm gelang, auch das in seinen Erfahrungshorizont zu integrieren, was er sich durch Studium und fremde Schilderung angeeignet hat. Ein großes Potenzial an gedanklich strukturierter Phantasie und ein hervorragendes Gedächtnis sind hierfür die wesentlichen Voraussetzungen.

In seinem eigenen Leistungshorizont hat Schiller stets das Höchste von sich gefordert. „Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerlässlichste aller Pflichten“, schreibt er Ende 1791 an den dänischen Schriftsteller Jens Immanuel Baggesen. Er strebt das selbst



gesetzte Ideal kompromisslos an – ein Grund dafür, dass sich „in seinen Werken so Weniges (findet), was man matt oder mittelmäßig nennen müßte“; es ist Schiller ganz unmöglich, „etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen“ (Wilhelm von Humboldt). Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gestellt: „Umformend, wie er sich gegen die Welt verhält, verhält er sich gegen sich selber. (...) Dichtend tut er sich Gewalt, unterwirft sich dem Gesetz einer fordernden Auswahl. (...) Nur so war ihm das Dasein möglich.“<sup>1</sup>

Obwohl Schiller stets eine gewisse Distanz zur Tagespolitik hält, ist er doch ein sehr genauer Beobachter des Zeitgeschehens. Sein Interesse gilt der sozialen Ordnung, in der er lebt, er analysiert den Umgang mit politischer Macht, er reflektiert den kulturellen und sozialen Zustand seines Landes und vergleicht diesen mit der Entwicklung der anderen europäischen Nationen. Die großen Gestalten seiner Dramen „greifen mit den Machtverhältnissen zugleich Denkstrukturen an; die Geistigkeit der geschichtlichen Verläufe ist diesem Deuter der Geschichte eigen“<sup>2</sup>. Schon als Carlsschüler hat Schiller sein außerordentliches Interesse an historischen Themen bewiesen. Da er von hervorragenden Lehrern unterrichtet wird, erwirbt er sich in seiner Schulzeit ein breites Geschichtswissen. Vor allem aber bei den Recherchen für die Stücke liest Schiller die neue Literatur zur europäischen Geschichte. Im April 1786 schreibt er seinem Dresdener Freund Christian Gottfried Körner: „Ich wollte daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube ich würde ein ganz anderer Kerl sein.“

Der Brief dokumentiert eine Wende in Schillers Leben. 1786 ist das Jahr, in dem er sich für lange Zeit auf die Geschichtsschreibung zurückzieht – auf Kosten der Dichtung. Im Zeitalter der Französischen Revolution befasst sich der Historiker mit den großen politischen Brüchen und den gesellschaftlichen Umschichtungen der europäischen Staaten des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen sich die Entwicklung zur Moderne ankün-

digte. Er beginnt die Arbeit an „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“, eine Analyse des Aufstandes der niederländischen Provinzen gegen die spanischen Besatzer. Der Aufstand wurde 1567 von den Truppen des Herzogs Alba blutig niedergeschlagen. Mit dieser Arbeit – sie erscheint 1788 bei Crusius in Leipzig – tritt Schiller zum ersten Mal als Historiker an die Öffentlichkeit. „Ich muß Ihnen gestehen, dass ich mich durch diesen Schritt dem neuen Fach der Geschichte, dem ich mich angefangen habe zu bestimmen, beim Publikum etwas gut ankündigen möchte“, schreibt er seinem Verleger bei Erscheinen der Abhandlung im Oktober 1788. Der erwünschte Erfolg stellt sich ein und ist die Basis dafür, dass Schiller – vor allem durch die Vermittlung von Goethe – eine Professur für Geschichte an der Universität Jena erhält.

Am 26. Mai 1789 hält er im größten und völlig überfüllten Hörsaal der Universität seine Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“. Seine Vorstellungen kommen dem heutigen, fachübergreifenden Verständnis entgegen: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammen gefasst werden und dies erst kann Universalhistorie seyn.“ Mit aufklärerischem Optimismus zeichnet er Geschichte als zielgerichteten Prozess der Entfaltung des Menschen in all seinen Fähigkeiten. Dieser von einem hohen Bildungsanspruch geleitete Entwicklungsprozess soll vorrangig durch die Kunst befördert werden. Gefragt ist der „philosophische Geist“, nicht der an Zweckdienlichkeit und Reputation orientierte „Brotgelehrte“.

## Krieg und Frieden in Europa

Angeregt durch seinen Verleger Georg Joachim Göschen beginnt Schiller schon 1789 mit der Arbeit an seiner zweiten großen historischen Abhandlung, der „Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs“. Seine Leistung ist die in sich geschlossene, den Wissensstand systematisierende Darstellung der Ereignisse des großen Religionskrieges. In einer Mischung aus Fakten und Erzählhandlung stellt er den Verlauf der kriegerischen Handlungen

<sup>1</sup> Max Kommerell, Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin, Frankfurt/M. 1962, S. 189.

<sup>2</sup> Ebd.

vom Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618 bis zum Westfälischen Frieden am 24. Oktober 1648 dar. Bei seinen Quellenstudien steht die Figur des friedländischen Feldherren Wallenstein im Mittelpunkt seines Interesses. In der Darstellung der konfessionellen Auseinandersetzungen, welche die dreißig Jahre währenden kriegerischen Konflikte auslösen, analysiert Schiller das Verhältnis zwischen Glaubenskonflikten und Politik: „Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszug gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg.“ Schiller richtet den „Blick auf Deutschland und das übrige Europa“ und stellt fest, dass sich Europa in „diesem fürchterlichen Kriege (...) zum ersten Mal als eine zusammenhängende Staatengemeinschaft“ erkannt hat. Sein Biograph Peter André Alt weist darauf hin, dass die in „Bücher“ unterteilte Abhandlung in ihrer Fünfteiligkeit „die formale Ökonomie einer klassischen Tragödie“ abbilde, der ein inhaltlicher Spannungsbogen entspreche mit dem einleitenden ersten Buch, „mit der Steigerung im zweiten, dem Höhepunkt im dritten und der durch den Friedensschluß bezeichneten Katharsis in letzten Buch“.<sup>14</sup>

Besonders in der Sicht auf den mächtigen Feldherrn Wallenstein zeigt sich der aufklärerische Charakter der Abhandlung. Schiller zeigt zum einen die politischen Konsequenzen hybriden Verhaltens, es ist eine Studie über den Umgang mit Macht und über Machtmissbrauch als Ursache des persönlichen Scheiterns in einer historischen Konstellation. Zum anderen zeigt die Schrift die Eigengesetzlichkeit des historischen Prozesses, an dem sich der individuelle Gestaltungswille bricht und der einer Vernunftorientierung und aufklärerischen Vorstellungen Grenzen setzt.

In seinem Opus magnum, dem „Wallenstein“, mit dem Schiller zur Dichtung zurückkehrt, erfährt dieses Thema eine weitere Ausdifferenzierung. Eine wichtige (wenn gleich nicht historische, sondern erfundene) Figur in diesem Zusammenhang ist Max Piccolomini. In ihm gestaltet Schiller die Vision einer neuen europäischen Friedensordnung. Sein Vater, der kaisertreue Octavio Piccolomini repräsentiert die alte Ordnung der kai-

serlichen Tradition. Max Piccolomini gibt Schiller Wallensteins Tochter Thekla an die Seite; beide sind sich in Liebe verbunden. Sie unternehmen eine Reise durch die vom Krieg verwüsteten Länder. Ihr Entsetzen über den Zustand des geschundenen Landes führt sie dazu, von Wallenstein die Realisierung seiner Vision eines großen, die politischen und religiösen Fronten überwindenden, europäischen Friedens zu erhoffen.

Schiller zeigt in seinem weitgehend zwischen 1796 und 1798 entstandenen dreiteiligen Monumentaldrama Wallenstein als charismatischen Feldherrn und Zauderer, als kühlen Strategen und bedenkenlosen Machtmenschen, als grüblerischen Melancholiker, der bis an den Rand der Selbsttäuschung an die Sterne glaubt und bis zuletzt vor dem Verrat am Kaiser zurückschreckt, der ihm die böhmische Krone bringen soll und ihm statt dessen den Kopf kostet.<sup>15</sup> Der historische Stoff ist für Schiller „Magazin für seine Phantasie“, mit dem er frei umgeht. Wallenstein, „des Glückes abenteuerlicher Sohn“, ist sein dunkelster Charakter und in seiner ganzen Ambivalenz eine sehr moderne Figur.

Trotz ihrer elf Aufzüge und siebeneinhalbtausend jambischen Verse lässt sich die Trilogie, für die Schiller die Nemesis als Titelvioline vorsah, als titanischer Einakter über die letzte Stunde des charismatischen Heerführers lesen. Der Friedländer fällt vom Kaiser ab und schlägt sich auf die Seite der Schweden. Ob der Heerführer jedoch nur scheinbar zum Feind überläuft oder ob umgekehrt seine Vision einer europäischen Friedensordnung nur ein propagandistisches Alibi ist für Ehr- und Rachsucht (so Schillers Resümee in der „Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs“), all dies bleibt für Wallenstein offen. Auch die ideelle Legitimität ist bereits in so hohem Maße fragwürdig geworden, dass sie den Verrat nicht rechtfertigen kann. Das Opfer ist Max Piccolomini, Schillers Identifikationsfigur, der an „der Väter Doppelschuld“ zugrunde geht.

Wallensteins Glaube an die Gestaltungsmöglichkeit der Geschichte zerbricht. In inhaltlichem Bezug zu Theklas Klage über den Verlust der durch Max verkörperten Liebe

<sup>14</sup> Peter André Alt, Schiller. Eine Biographie. Leben – Werk – Zeit. 2 Bde., München 2000, Bd. 1, S. 665.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Dieter Borchmeyer, Macht und Melancholie. Schillers Wallenstein, Frankfurt/M. 1988.

(„Wallensteins Tod“, IV/12) beklagt auch er in einem großen Erinnerungsmonolog (V/3) im Bewusstsein der Schuld den Verlust seiner Hoffnung und seiner Ideale. Angesichts des Todes von Max blickt Wallenstein noch einmal auf die Idee des Schönen zurück. Seine selbstkritischen Reflexionen erweisen sich indessen als so brüchig, dass das alte hybride Selbstbild schnell wieder die Oberhand gewinnt. Es wird endgültig zum Schweigen gebracht, als ihn die Schergen Buttlers – des Kaisers Befehl vollstreckend – ermorden.

Nationale Stoffe hat „dieser größte politische Aktivist der deutschen Literatur“<sup>16</sup> kaum aufgegriffen. Nationale Zersplitterung und Kleinstaaterei verhindern jeden Patriotismus. Schiller wird zu einem Dramatiker der Weltgeschichte, der seinen in der Gegenwart oder in der Geschichte verankerten Gegenstand ins Überzeitliche transponiert, was jedoch nicht bedeutet, dass er Normen festschreiben will oder auf die Aktualisierung eines Stoffes verzichtet.

## Die Erziehbarkeit des Menschen

Die Zeitgenossen haben die politische Botschaft – „Gedankenfreiheit“ und Gerechtigkeit als zentrale Motive – unmittelbar verstanden, sie erkannten Schillers republikanischen Gestus und sahen in ihm vor allem den Aufbegehrenden, der das Bestehende nicht nur kritisierte, sondern die Gesellschaft verändern, die soziale Lage verbessern, Erziehung und Bildung jedes Einzelnen entwickeln wollte. Sie spürten die produktive Kraft des Aufrührerischen, das ideale Potenzial, das sich in den Texten artikuliert. Insofern ist dieser Dichter durchaus einer der „wirkungsreichsten Erzieher des deutschen Volkes zur Staatsgesinnung“, wie ihn Albert Ludwig in seiner ersten großen Wirkungsgeschichte von 1909 charakterisierte. Seine Dichtung ist in hohem Maße „Reflexionskunst“ mit dem Ziel einer „Bestimmung des eigenen Standortes“: „das lebendige Produkt einer individuellen bestimmten Gegenwart“.<sup>17</sup> Sein rebellischer Geist, sein Freiheitsanspruch, seine sozialen

Forderungen, sein unerschütterlicher Glaube an die Erziehbarkeit des Menschen und nicht zuletzt die Klarheit und poetische Kraft seiner Sprache verleihen Schiller bis in die heutige Zeit höchste Aktualität.

Schillers Denkkonzept ist dem deutschen Idealismus verpflichtet; geistige Deutungsmodelle und Werthierarchien gelten ihm als treibende Kraft der kulturellen Entwicklung. Idealismus im Hinblick auf Schiller bedeutet, dass er das Geistige, die Idee als das Medium betrachtet, das eine solche Entwicklung leitet, wobei er von der Autonomie der geistig-kulturellen Entwicklung ausgeht. Eine zentrale Idee Schillers ist die Einheit des Menschen mit sich selbst auf immer höherer Stufe – er begreift sie als Prozess, der, wie in den „Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen“ dargestellt, zu keinem Abschluss gelangen kann. Möglich ist immer nur die Annäherung an das Ziel einer Entfaltung der menschlichen Kräfte in absoluter Freiheit. Im vierten Brief heißt es: „Jeder individuelle Mensch (...) trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.“ Zwei Wege gebe es, den in seine jeweilige Realität eingebundenen Menschen mit der Idee in Einklang zu bringen: „entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt“. Für Schiller ist „der Dichter (...) der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn“, wie er im Januar 1795 an Goethe schreibt. Poesie und Philosophie stehen im Mittelpunkt aller Geistesaktivität, sie repräsentieren den Menschen. Alle anderen Wissenschaften zeigen lediglich, was der Mensch an Kenntnissen besitzt oder sich angeeignet hat.

Schillers Denkkonzept lag nicht nur seinen historischen, seinen kunst- und dichtungstheoretischen Schriften, sondern auch seinen Dramen zugrunde. Gemeinsam mit Goethe schuf er, was heute als das Ideendrama der Weimarer Klassik verstanden wird. Stoff, Handlung und Charaktere folgen einer übergeordneten Idee. Gegenstand der Dramen ist „der handelnde Mensch“, und dieser ist ide-

<sup>16</sup> Walter Muschg, Die deutsche Klassik tragisch gesehen, in: Heinz Otto Burger (Hrsg.), Begriffsbestimmung der Klassik und des Klassischen, Darmstadt 1972, S. 174.

<sup>17</sup> Albert Ludwig, Schiller. Sein Leben und Schaffen, Berlin 1909.

engeleitet: „Wenn Schiller von Idee handelt, handelt er von Tat.“<sup>18</sup> Die Idee bedürfe der Umsetzung, und die Umsetzung bedürfe der Idee. Die Idee „als Entwurf zur Tat“ erfahre die Brechung in der Unversöhnlichkeit von Idee und Tat. Insofern erscheine der Untergang in Schillers Dramen als die höchste Form der Tat.

## Europäische Wirkung

Die Wirkung, die Schiller schon zu Lebzeiten erzielt, beruht in erster Linie auf seinen historischen Dramen: „Primär durch Schiller und nur sekundär durch andere Dichter, Romanschriftsteller und Historiker ist die Geschichte der Frühen Neuzeit dem Bürgertum vor Augen gestellt worden, sind Philipp II., Wallenstein, Maria Stuart, die englische Königin Elisabeth und die Jungfrau von Orleans historische Bekannte geworden, über die man reflektierte und sich nach Bedarf wissenschaftlich weiterorientierte.“<sup>19</sup> Dabei war seine Perspektive immer eine europäische: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist“, hatte er Körner am 13. Oktober 1789 aus Rudolstadt geschrieben. Eine tiefe – von Goethe geteilte – Skepsis gegenüber nationalstaatlicher Repräsentanz und Größe der Deutschen behielt Schiller lebenslang bei; selten hat er seine Bedenken so deutlich formuliert wie in dem Xenion „Deutscher Nationalcharakter“ aus dem Jahre 1797: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es / Deutsche, vergebens; / Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu / Menschen euch aus.“

Überblickt man die Reihe seiner Dramen, so fällt auf, dass antike und mythologische Stoffe fehlen, dass keines der fertiggestellten Stücke auf die unmittelbare Tagespolitik be-

zogen ist. Vom ersten bis zum letzten Drama werden politisches Machtstreben und Machtmissbrauch zur Diskussion gestellt, sind Verschwörung und Rebellion ein wiederkehrendes Thema. Auch die Dramen der klassischen Phase, also die der Weimarer Zeit ab 1800, handeln von den politisch-sozialen Konflikten der Zeit, gespiegelt im Bild der Geschichte. Die Rebellion, getragen von den Ideen der europäischen Aufklärung, gewinnt ihre Kraft aus dem Ziel, Menschen- und Freiheitsrechte zu verwirklichen.<sup>10</sup> Die Darstellung der äußeren Welt korrespondiert mit der Erforschung der Innenwelt der handelnden Figuren, woraus die große Bedeutung des Monologs in Schillers Dramatik resultiert. Das Ziel der Umgestaltung absolutistischer Herrschafts- und Machtstrukturen in Europa wird nicht an einen revolutionären Weg gebunden, sondern an die Entwicklung des Bewusstseins. Schillers ästhetische Theorie ist auf Bildung und Erziehung des Menschen gerichtet. Reformen haben in dieser Sichtweise nur Bestand, wenn sie von dem entwickelten und weiterzuentwickelnden Bewusstsein ausgehen.

Diese Bildungsidee ist heute von hoher Aktualität. Der Mensch setzt sich als Ziel des Bildungsprozesses. Dies entspricht dem nach wie vor aktuellen Bild der freien Entwicklung der Persönlichkeit, der Entwicklung eines Subjekts, das mit sich selbst identisch und autonom handlungsfähig ist, wie es die heutige Bildungstheorie formuliert. Dieses Ziel gilt für alle Menschen; Bildung für alle als Voraussetzung der Persönlichkeitsentwicklung ist ein zutiefst demokratisches Ziel. Es ist nicht nur in Deutschland, sondern europaweit und darüber hinaus in der westlichen Welt als Grundrecht verankert. Erst Bildung entfaltet Freiheit; Bildung und Freiheit sind die Grundbedingungen jeder menschlichen Persönlichkeitsentfaltung. In diesem Sinn ist Schiller Reformator gewesen mit dem Anspruch einer kontinuierlichen Entwicklung des Bewusstseins. Schiller ist Rebell der Freiheit, nie Revolutionär. Fast alle Dramen sind Tragödien, die zentralen Figuren und mit ihnen die Idee sind zum Scheitern verurteilt. Eine Ausnahme ist sein letztes Stück, „Wil-

<sup>18</sup> M. Kommerell (Anm. 2), S. 135 ff.

<sup>19</sup> Ernst Schulin, Schillers Interesse an Aufstandsgeschichte, in: Otto Dann (Hrsg.), Schiller als Historiker, Stuttgart–Weimar 1995, S. 137.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Walter Müller-Seidel, Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik. Literatur und Denkformen um 1900, Stuttgart 1963.

helm Tell“, in dem die Vernunft der Geschichte den Sieg davonträgt.

Während Kant die Französische Revolution trotz ihres manifesten Terrors als das *signum prognosticum* des stets möglichen Fortschritts interpretiert und den Terror als nicht vermeidbare Perversion hinnimmt, zieht Schiller spätestens mit der ihn zutiefst empörenden Ermordung des französischen Königs eine Trennlinie. Wenn er noch erwogen hat, sich für den seit über einem Jahr gefangen gehaltenen und seinen Prozess erwartenden König Ludwig XVI. einzusetzen, so macht die im Januar 1793 erfolgte Hinrichtung diesen Überlegungen ein Ende. Am 8. Februar 1793 schreibt er an seinen Dresdener Freund Christian Gottfried Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an.“<sup>11</sup>

„Die ‚Ästhetische Erziehung des Menschen, ist seine vielleicht umfassendste theoretische Antwort auf die Französische Revolution: gegen Frankreich gedacht und doch Frankreich verpflichtet (...). Der Grundgedanke: innere Wandlung statt des äußeren Umsturzes, ist schon die Moral der ‚Räuber‘ und alte schwäbische Haltung. (...) Das Neue bei Schiller ist der Übergang von religiöser und moralischer Erziehung zu ästhetischer.“<sup>12</sup> Es ist diese politische, diese staatsphilosophische Perspektive, die Schiller bis an das Ende der Briefe beibehalten wird. Schlüsselbegriff ist die Erziehung, verstanden als Streben nach dem Ideal der Vollkommenheit. Die Kunst und nur sie erscheint als Weg der Erziehung und zugleich als Werkzeug der Vervollkommnung des Menschen. In der immer fortschreitenden Aufklärung des Verstandes sieht Schiller eine Vereinseitigung, zur Einheit des Menschen gehöre die Ausbildung des Empfindungsvermögens gleichwertig dazu. Autonomie und Würde bestehen in der „inneren Freiheit“ des Willens zu einer

<sup>11</sup> Vgl. dazu Norbert Oellers, Friedrich Schiller. Zur Modernität eines Klassikers, Frankfurt/M.–Leipzig 1996.

<sup>12</sup> Robert Minder, Schiller, Frankreich und die Schwabenväter, in: ders., Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich. 5 Essays, Frankfurt/M. 1962, S. 125.

zielgerichteten Entwicklung; damit ist die Verantwortung des Menschen für eine vernunftgeleitete Erziehung und Selbsterziehung vorgezeichnet. Das Kriterium der Schönheit sieht er in der harmonischen Einheit von Rationalität und Sensualität erfüllt.

Mit diesem Entwurf knüpft Schiller an Erkenntnisprozesse an, die im 18. Jahrhundert im Rahmen der europäischen Aufklärung die Emanzipation des Menschen zum Ziel gehabt haben. Auf der Grundlage der bisher gewonnenen Einsichten geht es um eine Veränderung der Gesamtsituation des Individuums. Mit ihrem Postulat Selbstbestimmung des Menschen ist die Aufklärung eine geistige und zugleich eine gesellschaftskritische Bewegung, die mit einem Säkularisierungsprozess einherging.

Schiller ist der Dichter des Tragischen; seine Dramentheorie ist Kant und dessen Reflexionen über die Tragödie verpflichtet. Kants Abhandlung „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (1764) sowie seiner Theorie der sittlich-moralischen Autonomie des Menschen folgend, sah er in der Tragödie das einzig mögliche Argumentationsmedium. Nur im tragischen Konflikt von Ideen und Taten, Pflichten und Neigungen erweise sich die Befähigung des Menschen zur Selbstbestimmung, mithin seine Freiheit.

## Schiller heute

Leidensweg der Idee oder strahlender Augenblick der Geschichte: Was hat uns Schillers Vorstellung von Europa oder sein Freiheitsbegriff noch zu sagen? Natürlich: Europa hat sich weiterentwickelt – als Schauplatz blutiger Weltkriege, aber auch – nach 1945 – als kulturelle, politische und wirtschaftliche Gemeinschaft. Es hat verbindliche Rechtsinstitute geschaffen, die der Sicherung der Freiheit dienen. Jedes der europäischen Länder begreift sich als ein durch Gewaltenteilung garantierter Rechtsstaat, als ein Sozialstaat, in dem jeder Bürger den Anspruch auf Schutz der Persönlichkeit hat, in dem für jeden Bürger der Gleichheitssatz gilt. Das Recht auf freie Meinungsäußerung und die Unantastbarkeit der Würde des Menschen sind die für das Zusammenleben aller Bürgerinnen und Bürger wichtigsten Menschenrechte. Dem

entspricht ein striktes Verbot von Zensur, Willkür und Inquisition in den modernen Demokratien Europas. Es gibt eine gemeinsame Wertbasis, den so genannten *acquis communautaire*, dem sich vorab auch die Länder unterwerfen müssen, die Mitglied der Europäischen Union werden wollen.

Wenngleich also der Freiheitsbegriff als Kern der Demokratie heute unbestritten ist, so ist die in den Grundnormen garantierte Freiheit dennoch auf vielen Ebenen gefährdet. Die Gefährdungslage ist heute allerdings eine grundsätzlich andere. Die dem Anspruch nach freien Medien unterliegen einer extremen Konzentration und Machtfülle, die den Freiheitsanspruch selbst zu unterhöhlen und in sein Gegenteil zu verkehren drohen; Konsumdenken, technischer Fortschritt und ein übersteigertes Diktat der Mode führen zu einem Konformitätsdruck, der auf Kosten einer inneren geistigen Freiheit der Werte und Orientierungen nur noch die äußere Freiheit der Auswahl zwischen vorgegebenen Alternativen zuzulassen scheint. Dieser Konformitätszwang neigt dazu, Störendes und Fremdes auszugrenzen. Diesen die Jetztzeit charakterisierenden Gefährdungen gegenüber entfalten die Schiller'schen Überzeugungen auch heute noch rebellische Gegenkräfte: Dass es gerade die Freiheit ist, die den Menschen zum Menschen macht, die Maßstab und Wertorientierung ist für das politische Handeln und das gesellschaftliche Zusammenleben; dass Bildung und Erziehung hierfür die notwendigen Grundvoraussetzungen sind; dass innere Freiheit und Toleranz die zentralen Werte des Zusammenlebens sind und damit ein Schutz vor jedweder Form von Diskriminierung, Unterdrückung und Despotismus.

Welche sind die heutigen Fürsten, denen der kritische und aufgeklärte Bürger den Dienst verweigern könnte? Hier hat der Begriff der Freiheit nach wie vor zentrale Bedeutung: Freiheit gegenüber der Bevormundung durch die Medien, durch Konsum, Mode oder durch die Technik; Gedankenfreiheit gegenüber alten und neuen Formen der Inquisition; Gedankenfreiheit als Basis für das Ziel der ästhetischen Erziehung und Bildung für alle, für die Durchsetzung der noch immer nicht eingelösten Forderungen der Aufklärung nach Befreiung aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit.

Wenn im Jahre 2005 aus Anlass des 200. Todestages nach der Bedeutung Schillers für das 21. Jahrhundert gefragt wird, so ist festzuhalten: Auch im Zeitalter der Globalisierung wird Schiller nicht nur als Klassiker Geltung beanspruchen können. Die Figuren eines Franz und Carl Moor, eines Ferdinand, eines Karlos und Marquis Posa, der Jungfrau, einer Maria Stuart und eines Wallenstein sind von aktueller Bedeutung. Ihre Niederlagen und ihre Siege vermitteln eine aufklärerische Botschaft. Das in den „Briefen zur ästhetischen Erziehung“ entworfene Konzept einer ganzheitlichen Humanität, Schillers kompromissloser Glaube an die Entwicklungsfähigkeit und die Erziehbarkeit des Menschen, hat eine den Kriterien der europäischen Aufklärung verpflichtete Aussagekraft.

In Schillers Werk finden wir nicht nur die Postulate humaner Menschlichkeit, es gibt auch Auskunft über die Psychologie politischer Konflikte und die sozialpsychologischen Dimensionen historisch-politischer Kämpfe. Gerade die Europa umgreifende Perspektive zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk. Was Schiller in seinen theoretischen Schriften als Menschenbild entwirft, findet sich untergründiger, widersprüchlicher, differenzierter, aber auch besonders deutlich in seinen Dramen wieder. In den dramentheoretischen Überlegungen und eben in den Dramen selbst erweist er sich nicht nur als scharfsinniger Psychologe, sondern in gleichem Maße auch als ein der Aufklärung verpflichteter Menschenkenner, als ein politisch reflektierter Rebell der Freiheit.

Thomas Mann ging in seinem „Versuch über Schiller“ im Schiller-Jahr 1955 noch einen Schritt weiter: „Wie stark (. . .) habe ich das empfunden (. . .), daß er, der Herr seiner Krankheit, unserer kranken Zeit zum Seelenarzt werden könnte, wenn sie sich recht auf ihn besänne.“ Als Weltbürger, der sich keinem Fürsten angedient hat, wird Schiller auch für das 21. Jahrhundert der emphatische Anwalt der „Sache des Öffentlichen“, der *res publica*, der Klassiker der Moderne bleiben.

Otto Dann

# Friedrich Schiller in Deutschland und Europa

Von dem Namen Schillers geht ein seltsamer Reiz aus. Nennt man ihn, meinen alle ihn zu kennen, auch wenn die meisten zugeben müssen, kaum etwas von ihm gelesen zu haben. Sind es die Straßen, Plätze und Schulen, die heute noch seinen Namen tragen, die Zeugen seiner früheren Popularität? Auch der „Schillerkragen“ gehört dazu, das Wahrzeichen des Dichters der Freiheit, der

sich auch von der Modepflicht befreite und das Hemd offen trug.

**Otto Dann**

Dr. phil., geb. 1937; ehem. Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität zu Köln.  
50923 Köln.  
otto.dann@uni-koeln.de

Friedrich Schiller war im 19. Jahrhundert zu dem Dichter geworden, der in

Deutschland allbekannt war und in ganz Europa bei den Gebildeten. Seine Verse und Stücke wurden in allen Volksschichten memoriert und zitiert, über Schillers Leben wurden einprägsame Geschichten vermittelt; sein Porträt, besonders die Büste von Heinrich Dannecker, war allgemein präsent.

Diese Tradition ist abgebrochen. Auch das „Schiller-Jahr“ unserer Medien wird das nicht ändern können. Nur über eine Respektierung jenes Traditionsbruches ist es heute möglich, zu Schiller vorzustoßen. Dann aber wird der Blick frei auf den Schiller-Mythos des nationalen Zeitalters, der in unzähligen Zeugnissen heute noch greifbar ist. Ihn zu skizzieren ist das Anliegen dieses Beitrags. Es geht um den Schiller-Mythos in seiner öffentlichen Dimension; die vielfältige Rezeption des literarischen Werkes von Schiller, die eine eigene Tradition darstellt, kann nicht einbezogen werden. Die Darstellung ist analog zu den Epochendaten des nationalen Zeitalters gegliedert: 1770 – 1860 – 1945.

Literatur über den Schiller-Mythos ist heute reichlich vorhanden, bleibt jedoch be-

grenzt auf die nationalen Milieus. Sie hat genial eingesetzt mit Wilhelm Raabes „Dräumling“.<sup>1</sup> Ein Buch von Albert Ludwig<sup>2</sup> hat die Erforschung der Schiller-Rezeption eröffnet, die jedoch erst nach 1945 an Intensität, kritischer Zuspitzung und Ausdehnung gewonnen hat. Einen Überblick über die bisherige Literatur vermitteln die Beiträge über „Schiller und seine Wirkung“ im „Schiller-Handbuch“.<sup>3</sup> Hervorgehoben seien außerdem drei zeitübergreifende Textsammlungen: eine sorgfältig kommentierte<sup>4</sup> sowie zwei speziellere.<sup>5</sup>

## Zeitgenosse des Aufbruchs der Nationen

Das Jahrhundert, in dem Schiller lebte und nachlebte (1759–1859), war in der Geschichte der europäischen Völker die Epoche, in der die bürgerlichen Gesellschaften sich als Nationen konstituierten und die führende Kraft der Modernisierung ihres Landes wurden: das Zeitalter der demokratischen Revolution. Vor diesem Hintergrund ist das Ansehen zu verstehen, das Schiller sich erwarb und das ihm folgte.

### Schillers Lebensruhm

Eine Schiller-Legende entstand schon zu seinen Lebzeiten. Bereits das erste Jahr von Schillers öffentlicher Präsenz erregte Aufsehen: im Januar 1782 der überraschende Erfolg des Dramas „Die Räuber“ in Mannheim und im Herbst Schillers Flucht aus dem Staat des Herzogs von Württemberg. Dieses ostentative Sichfreimachen eines jungen Dichters vom Absolutismus eines Fürsten wurde zu

<sup>1</sup> Der Dräumling, Mit Dokumenten zur Schillerfeier 1859, hrsg. von Anneliese Klingenberg, Berlin 1984.

<sup>2</sup> Albert Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt, Berlin 1909.

<sup>3</sup> Helmut Koopmann (Hrsg.), Schiller-Handbuch, Stuttgart 1998, S. 758–808, Beiträge von Ute Gerhard, Claudia Albert und Peter Boerner; vgl. auch die umfassende Forschungsgeschichte des Herausgebers, ebd., S. 809–932.

<sup>4</sup> Norbert Oellers, Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland, Teil I, Frankfurt/M. 1970, Teil II, München 1976.

<sup>5</sup> Günther Dahlke, Der Menschheit Würde. Dokumente zum Schiller-Bild der deutschen Arbeiterklasse, Weimar 1959; Ferdinand Piemont, Schiller Spielen. Stimmen der Theaterkritik. 1946–1985. Eine Dokumentation, Darmstadt 1990.

einer Sensation und Schillers weiteres Schicksal mit Anteilnahme verfolgt.

Es gelang Schiller, sein Ansehen zu festigen, indem er als Dramatiker und Geschichtsschreiber zentrale Anliegen seines Zeitalters thematisierte: die Kritik am Absolutismus („Fiesko“, „Don Karlos“), das Problem der Ständegesellschaft („Kabale und Liebe“), die Durchsetzung der bürgerlichen Nation („Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“, „Wilhelm Tell“), die Position der Frauen in der Gesellschaft (Frauenrollen in seinen Dramen, zahlreiche Gedichte).

Sein Ruf blieb begründet in seiner antiabsolutistischen Position, doch Schiller wurde nicht zum Jakobiner. Wie die Mehrheit seiner Zeitgenossen suchte er nach einem Kompromiss mit den Fürstenregierungen. Im Jahre 1803 ließ er jedoch im Weimarer Hofkalender neben das neu verliehene Adels-Prädikat „Bürger von Frankreich“ drucken: Er bekannte sich zu einer doppelten Staatsbürgerschaft. Dem entsprach es, dass er in seinen Werken Ereignisse aus der Entstehungsgeschichte vieler europäischer Nationen thematisierte; die Nationenbildung war für ihn das zentrale Ereignis der europäischen Geschichte.

Schillers Ruf ging vor diesem Hintergrund bald über die Landesgrenzen hinaus. In Frankreich interessierte sich Sebastien de Mercier, der politisch engagierte Theaterdichter der Spätaufklärung, für seine Dramen und sorgte dafür, dass einige ins Französische übersetzt wurden. „Die Räuber“ waren in den ersten Jahren der Revolution in Paris erfolgreich, und so bekam Schiller neben Klopstock und Campe von der Nationalversammlung der Ersten Republik die Ehrenbürgerschaft verliehen. Auch in Dänemark waren seine Dramen und die Legende über seine Person so verbreitet, dass es dem jungen Dichter Jens Baggesen im Jahre 1791 ohne Mühen gelang, ein dreijähriges Stipendium zu organisieren, um den schwer erkrankten Schiller vom Finanzdruck zu befreien.

Schillers späte Dramen und Balladen bewirkten eine neue, erhöhte Präsenz des Dichters beim lesenden Publikum. Vom Ausmaß seiner Anerkennung hat Schiller selbst noch einen Eindruck bekommen, als er im Mai 1804 für zwei Wochen mit seiner Familie

nach Berlin kam. Bereits der Wachoffizier am Potsdamer Tor verwickelte ihn in ein Gespräch über seine Dichtung, und im Theater erhob sich das Publikum, wenn der Dichter die Loge betrat. Schiller hatte eine Sprache gefunden, die sich den Gebildeten ebenso vermittelte wie den lesenden Volksschichten, und so überbrückte er die auch in Deutschland zunehmende „Sprachdivergenz“ zwischen Standardsprache und Literatursprache. Seine Verse wurden zu geflügelten Worten. Diese volkstümliche Rezeption, von Philologen als „falsche“ Popularität belächelt, war vor allem an den ethisch-lebenspraktischen Aussagen interessiert – eine Schiller-Aneignung, von der wir kaum noch Kenntnisse und Vorstellungen haben.<sup>16</sup>

## Schillers Nachleben

Als im Mai 1805 die Nachricht seines Todes gemeldet wurde, gab es kaum jemanden, für den Schiller nicht ein Begriff war. Kondolenzbriefe kamen sowohl von der preußischen Königin wie von Frauen aus den Volksschichten. Der Historiker Leopold Ranke erinnert sich, dass ihm ein französischer Besatzungsoffizier Schillers Tod und dessen Bedeutung erklärte. Spontane Gedenkfeiern gingen von den Bühnen aus; Goethe bediente die Weimarer mit einem längeren Gedicht, dessen wiederholter Vers „Denn er war unser!“<sup>17</sup> zu einer einprägsamen Formel für Schillers Nachleben als Zeitgenosse wurde. Einer der ersten Kommentare lautete: „Der Mann der Nation gehört nicht bloß der Zeit, worin sein Streben wirkte, er gehört der Nachwelt an, welcher die Frucht seiner Mühen als Vermächtnis anheimfällt.“<sup>18</sup> Schiller galt als „Mann der Nation“. Die vielen Spenden, die zu einem „Denkmal der Nationaldankbarkeit“ eingingen, sollten ursprünglich der Errichtung eines Monuments dienen, wurden dann aber Schillers Witwe für die Ausbildung ihrer vier Kinder überwiesen.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Einen Eindruck vermittelt Ute Gerhard, Schiller im 19. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch (Anm. 3), S. 760–772.

<sup>17</sup> Johann Wolfgang Goethe, Epilog zu Schillers „Glocke“, Verse 17, 25 und 72.

<sup>18</sup> Zit. in: N. Oellers (Anm. 4), I, S. 181.

<sup>19</sup> Zu dem Aufruf des national engagierten Schriftstellers Rudolf Zacharias Becker vgl. Norbert Oellers, Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod, Bonn 1967, S. 75 ff.



Bereits die 1806 einsetzenden antinapoleonischen Kriege brachten mit der Konjunktur des Reiterliedes aus „Wallensteins Lager“ einen neuen Beweis der Präsenz von Schillers Texten. Es ist vielfach bezeugt, dass dieses mobilisierende, sofort auch vertonte Lied („Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen. Im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen . . .“) bei den Soldaten, speziell denen aus bürgerlichem Hause, rasch zum Schlager wurde. Welche Rolle spielte es damit für das Bewusstsein einer neuen Männlichkeit und das Aufkommen eines patriotischen Militarismus im damaligen Bürgertum!<sup>10</sup> Schiller wurde zum Idol einer patriotisch mobilisierten Jugend, einer ersten Jugendbewegung.

Bemerkenswert ist sodann ein erneutes Interesse an Schiller und seinen Werken im französischen und englischen Sprachbereich; es ist in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sogar stärker und ertragreicher gewesen als in Deutschland. Ein Werk steht hier als Impuls im Mittelpunkt: „De l'Allemagne“ von Madame de Staël.<sup>11</sup> Sie war Schiller im Januar 1804 mehrfach in Weimar begegnet und tief von ihm beeindruckt. In ihrem erstmals 1813 in London erschienenen Buch widmet sie Schiller ein sympathisches Portrait. Sie sieht in ihm eine ideale Verbindung von Dichter und Denker und bringt ausführliche Referate und Analysen seiner Dramen. Mit diesem Werk, das in seinem eleganten Französisch damals von allen Gebildeten Europas gelesen werden konnte, waren der Rezeption Schillers außerhalb Deutschlands ganz neue Möglichkeiten eröffnet. Bereits 1809 hatte Benjamin Constant eine französische Nachdichtung des „Wallenstein“ vorgelegt. Es folgten Übersetzungen und Nachdichtungen fast aller Dramen Schillers, die damit auch für Aufführungen in anderen Ländern zur Verfügung standen.

Auch in England war Schiller schon in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entdeckt worden, vor allem von S. T. Coleridge, der Schiller romantisch feierte und seinen

„Wallenstein“ sofort übertrug. In dieser Tradition stand der Historiker Thomas Carlyle, der 1825 „The Life of Friedrich Schiller“ herausgab, die erste europäische Schiller-Biographie, die mit Goethes Segen bald auch in Deutschland erschien.<sup>12</sup> Sie steht am Beginn einer literarisch vermittelten Schiller-Verehrung breiter Volksschichten in den folgenden Jahrzehnten. Wie verschieden waren die Wege der Schiller-Rezeption in den europäischen Kulturen: Im Westen waren es meist die Romantiker, die Schiller entdeckten und vermittelten. Dazu ist auch der revolutionäre Burschenschafter Karl Follen zu rechnen, der als politischer Emigrant erster Professor für deutsche Literatur an der Harvard University wurde und die Einrichtung von Schiller-Seminaren an vielen Orten der USA anregte.

In Deutschland wurde erst zwei Jahrzehnte nach Schillers Tod ein erneutes Interesse an seiner Person wach, und es richtete sich auf das Nächstliegende: Schiller würdig zu bestatten, denn sein Sarg war im Jahre 1805 lediglich im städtischen Beinhaus deponiert worden. Nicht ohne Druck der öffentlichen Meinung und die Einschaltung Goethes erfolgte 1827 die offizielle Beisetzung der Gebeine Schillers in der Fürstengruft auf dem Neuen Friedhof in Weimar.<sup>13</sup> Dann sorgten die Freunde durch Publikationen dafür, dass die Erinnerung an Schiller lebendig blieb und vertieft wurde. Wilhelm von Humboldt veröffentlichte seinen Briefwechsel mit Schiller und ergänzte ihn um den Essay „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“<sup>14</sup> – bis heute eine der besten Charakteristiken Schillers. Auch Goethe gab 1828 seinen Briefwechsel mit Schiller heraus und verleitete damit zu einer beliebten epigonalen Beschäftigung: die „Dioskuren“ Goethe und Schiller mit- und gegeneinander zu vergleichen.

Mit dem Erwachen der europäischen Demokratiebewegung seit 1830 zeigte sich, dass es in Deutschland auch politische Veranlassung gab, auf Schiller zurückzukommen. Der Hamburger Verleger Julius Campe, dem wegen der oppositionellen „Briefe aus Paris“

<sup>10</sup> Vgl. Karen Hagemann, *Männlicher Muth und teutsche Ehre*, Paderborn 2002.

<sup>11</sup> In Deutschland heute greifbar in der hölzernen Erst-Übersetzung von 1814, mit einem nicht befriedigenden Anhang, Frankfurt/M. 1985.

<sup>12</sup> Thomas Carlyle, *Leben Schillers*. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe, Frankfurt/M. 1830.

<sup>13</sup> Vgl. dazu jüngst: Albrecht Schöne, *Schillers Schädel*, München 2002.

<sup>14</sup> N. Oellers (Anm. 4), I, S. 287–309.

der Prozess gemacht wurde, wehrte sich 1832 mit der Schrift „Schillers politisches Vermächtnis. Ein Seitenstück zu Börnes Briefen aus Paris“. Im Vorwort schreibt Campe: „Kaum hatte der Schlaf seine Mohnkörner über mein Haupt gestreut, als Schiller selbst, einem Unsterblichen gleich, das Haupt von Strahlenglanz umgossen, leuchtenden Angesichts, vor mir stand und mich also anredete: ‚Du sollst meine Werke poetisch und prosaisch durchgehen, aufzeichnen, was ich über Fürsten, Staaten und Völker, ihr Streben und ihr Treiben an vielen Stellen ausgesprochen und als mein politisches Vermächtnis herausgeben.‘“ Das tat Campe unter dem Schiller-Motto „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!“ Alle Belege verwies auf die „Ausgabe in Einem Bande“, die Cotta für breite Volksschichten damals auf den Markt gebracht hatte. So wurde Schiller aktualisiert für eine politische Bewegung, die bis zur Revolution von 1848 nicht mehr abreißen sollte. Der badische Liberale Karl von Rotteck schrieb in das „Schiller-Album“ von 1837: „Du lebst in der Tat, denn Du wirkst fortwährend unter uns! Dein Geist lebt, und nimmer wird die Gewalt ihn ersticken.“<sup>15</sup>

Diese politische Inanspruchnahme stand in einem Bezug zu der organisierten Schiller-Verehrung im deutschen Bürgertum, die in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufkam. Der Stuttgarter Männergesangsverein „Liederkranz“ schrieb 1824 in seine Satzung, jährlich an Schillers Todestag eine Feier zu veranstalten. Am 9. Mai 1825 fand, stark besucht von allen Volksschichten, ein erstes Schiller-Fest vor den Toren Stuttgarts statt. Vom Festredner wurde das Projekt eines Schiller-Denkmal angekündigt, für das sich 1826 ein „Verein für das Denkmal Schillers“ konstituierte. Dieser wagte 1827 einen Aufruf „An die Verehrer unseres unsterblichen Schiller im gesamten deutschen Vaterland“; Schiller-Feiern kamen nun sehr in Mode.<sup>16</sup>

Höhepunkt des Stuttgarter Projektes war das Schiller-Fest im Jahre 1839 zur Einweihung des von Thorwaldsen geschaffenen Denkmal. Die Beteiligung (man schätzte

30 000 Teilnehmer) und das Presseecho waren gewaltig. In den Berichten heißt es: „Fragen wir vorerst, wer dieses Fest gefeiert habe, so ist die Antwort: das Volk, und um es noch deutlicher zu sagen, der Dritte Stand, eben derjenige, welchen das 19. Jahrhundert zu seinem Rechte gebracht hat. (...) Seine wahre Bedeutung aber erhielt dieser Tag durch das Bewusstsein, das sich überall kund tat, dass ganz Deutschland dieses Fest mitfeierte, dass die dabei Handelnden und Genießenden nur die Stellvertreter des ganzen Volkes waren.“<sup>17</sup> Die Bedeutung des Festes ging über seinen konkreten Rahmen weit hinaus. Es war nach dem Hambacher von 1832 das erste Massenfest mit national-politischem Hintergrund und wurde auch spontan als „Nationalfest“ bezeichnet. Im Unterschied zu jenem aber war es durchweg mit positiven Erfahrungen verbunden. Die Obrigkeit hielt sich zurück; mit einem eigenen Ordnungsdienst organisierte sich diese Festgesellschaft von Bürgern selbst. Man hatte erfahren, dass man im Namen Schillers Tausende mobilisieren konnte. Das Schiller-Fest einer Stadt war zum Nationalfest geworden. Der Nimbus Schillers war imstande, bisher getrennt lebende Stände, Konfessionen und Regionen zu einer nationalen Festgemeinschaft zu vereinigen, denn alle waren – mit Schiller, wie man überzeugt war – von gleichen Grundvorstellungen geprägt.

Vom Stuttgarter Fest führt eine direkte Linie zum hundertsten Geburtstag Schillers im November 1859. Er wurde in etwa 500 Orten Deutschlands, Europas und Amerikas begangen und war in Deutschland wahrscheinlich das größte Massenfest des 19. Jahrhunderts. Die Aktionsbereitschaft der Deutschen ist nur zu verstehen vor dem politischen Hintergrund des Jahres 1859 in Europa. Bereits im Sommer hatte sich innerhalb der bürgerlichen Elite ein Deutscher Nationalverein konstituiert, und nun sahen auch die Volksschichten eine Möglichkeit, sich nach 1848/49 wieder zu Wort zu melden. Sie taten es mit einem Bekenntnis zu Schiller, und jeder wusste, was damit gemeint war.

Den Schiller-Festen der national-demokratischen Bewegung, deren Ausdrucksformen uns heute fremd sind, kann man nur gerecht

<sup>15</sup> Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart, Stuttgart 1837, S. 187.

<sup>16</sup> Vgl. N. Oellers (Anm. 4), I, S. 239, und ders. (Anm. 9), S. 265 ff. und S. 411 f.

<sup>17</sup> Das Schillerfest in Stuttgart am 8. Mai 1839, Stuttgart 1839, S. 7 und S. 20.

werden, wenn man sie als kreative, eigenständige Form des Erinnerns versteht und wenn man akzeptiert, dass auch eine politische Würdigung Schillers ihre Berechtigung hat, die nicht in der Kenntnis seiner Werke begründet ist, sondern sich auf den jeweils aktuellen Schiller-Mythos bezieht. Es spricht für Schiller, dass er für freiheitliche Demonstrationen zur Symbolfigur werden konnte. Schiller wurde zum Katalysator einer sich als Nation konstituierenden Gesellschaft. Wurde er damit politisch missbraucht? Ein Dichter sollte nicht „Nationaldichter“ genannt werden (und seine Werke nicht „Nationalausgabe“), denn Dichtung ist wie jede Kunst national unspezifisch. Einer politischen Gesellschaft, einer Nation jedoch steht es frei, sich auf einen Dichter wie Schiller zu berufen, der politisch aussagekräftig ist.

## Schiller im Zeitalter des Nationalismus

Ein Schiller-Fest wie das deutsche von 1859 konnte sich nicht wiederholen; es stand am Ende der Epoche der Nations- und Nationalstaatsbildung in West- und Zentraleuropa. Der Nationalstaat war nun die verbreitetste Staatsform. Er wurde zum Motor der Modernisierung, doch seine innenpolitische Gestaltung und außenpolitische Positionierung wurden zunehmend zum Problem. Die Konkurrenz der Nationalstaaten verführte zu Nationalismus und Imperialismus. Die europäischen Gesellschaften befanden sich in permanenter Krise und Transformation. Schiller war ihre kulturelle Tradition, und es war offen, wie sie unter gewandelten Umständen mit ihr umgehen.

### Schiller-Kritik

„Wenn irgendetwas den jetzigen Deutschen zur Ehre gereicht, so ist es dies, dass sie die großen glänzenden glitzernden Schillerschen Worte nicht mehr aushalten, welche ihre Großväter begeisterten.“<sup>18</sup> Diese Notiz Friedrich Nietzsches aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts dokumentiert eine sich damals innerhalb der literarischen Intelligenz verbreitende Distanzierung von Schiller. Musste es nach der langen Dominanz des Schiller-Mythos und seiner Verfestigung in

<sup>18</sup> Zit. in: N. Oellers (Anm. 4), I, S. 75, dort auch das Folgende.

einer Festkultur nicht zu einer Revision kommen? Zudem wandelten sich die Stilformen der bürgerlichen Kulturgesellschaft; Realismus und Naturalismus wurden zu Trägern einer Kritik, die sich vor allem an der Sprache Schillers und ihrem Pathos festmachte.

Es ging hier um den erhabenen Ton einer republikanischen Moral: Er wird von den sozialen Schichten, die sich in einem Aufbruch befinden, intuitiv verstanden – nicht jedoch von solchen, die eine solche Situation nicht kennen oder sich über sie erhaben bzw. weit von ihr entfernt fühlen. Das waren zu Schillers Lebzeiten bereits Intelligenzkreise der deutschen Romantik und nun am wirkungsvollsten Nietzsche, der Exponent des europäischen Spätbürgertums. Mit seinem Diktum „Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säckingen“ wollte er auch für Schiller eine „Götzen-Dämmerung“ einleiten. Er kultivierte zudem die Entgegenstellung von Schiller und Goethe, war also nicht mehr bereit, deren Verschiedenartigkeit zu tolerieren. Ein französischer Autor brachte es später auf den Punkt: „Goethe est Européen, Schiller est Allemand“<sup>19</sup> – eine Nationalisierung Schillers mit negativem Vorzeichen: Schiller, der typisch Deutsche. Die Dominanz des Schiller-Mythos in der westlichen Intelligenz war gebrochen.

### Nationalisierungen Schillers

Nachdem auch Deutschland seit 1870 ein Nationalstaat war, wurde das Erbe und das Erinnern Schillers zur öffentlichen Aufgabe. Im Deutschunterricht der Schulen wurde Schiller Pflicht. Er wurde zum „Großen Deutschen“, die nationalen Repräsentanten und Institutionen fühlten sich ihm verpflichtet; Schiller wurde nationalisiert, und das bedeutete auch: Die deutsche Schiller-Rezeption unterschied sich nun von der anderer Nationen.

Angesichts der nationalen Inanspruchnahme Schillers ist zunächst festzuhalten: Es gab dafür kaum Aussagen Schillers, auf die man sich berufen konnte. Schiller war ein Zeitgenosse der finalen Krise des Heiligen Römischen Reiches; über eine Nationsbildung der Deutschen hat er sich meist skeptisch geäußert, so in dem heute wieder bedenkenswer-

<sup>19</sup> Robert d’Harcourt, *La jeunesse de Schiller*, Paris 1928, S. IV.

ten Vers: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!“<sup>20</sup> Wenn Schiller dennoch in Deutschland als „Nationaldichter“ verstanden wurde, lag dem das affirmative Bekenntnis zu Grunde, wie es in Goethes Vers „Denn es war unser!“ zum Ausdruck kommt. Obwohl Goethe nur die Weimarer gemeint hatte, lag es nahe, seine bündige Zueignungsformel mit ihrem betonten Possessivpronomen auf alle Deutschen zu beziehen. So wurde Goethes Vers zum beliebten Leitmotiv für die vielfältige Inanspruchnahme Schillers als „Nationaldichter“, die verstärkt seit dem Schiller-Jahr 1905 in Mode kam.

Damals erlebte auch die Schiller-Forschung einen ersten Höhepunkt; sie war nach dem Schiller-Fest von 1859 in Gang gekommen. Die Publikation der Werke, Schriften und Briefe Schillers, bisher eine Angelegenheit Einzelner, wurde nun systematisiert und als nationales Projekt betrieben. Es erschienen bis zum Weltkrieg mehrere konkurrierende Editionen, und daneben entwickelte sich eine akademische Forschung, die im Zeichen von Positivismus und Historismus viele gründliche Beiträge erbrachte.<sup>21</sup> Alle diese Untersuchungen sahen sich dem nationalen Interesse verpflichtet und brachten das vielfach zum Ausdruck: Das 1903 in Marbach eröffnete Museum des Schwäbischen Schiller-Vereins wurde 1922 zum „Schiller-Nationalmuseum“, und noch im Kriegsjahr 1942 startete man eine Schiller-Gesamtausgabe als „Nationalausgabe“.

War man sich darüber im Klaren, dass mit solchen Nationalisierungen der Wirkungsraum Schillers auf Deutschland begrenzt wurde? In den bürgerlichen Schichten von Bildung und Besitz verstrickte man sich in Abgrenzungen, man hatte den emanzipatorisch-freiheitlichen Bezug zu Schiller weitgehend verloren. Da brachte zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Nationalismus im Zeichen völkischen Denkens eine Mobilisierung mit sich. Seit 1906 wirkte ein „Schiller-Bund“

darauf hin, Schüler nach Weimar zu bringen und aus der Schiller-Aneignung eine Jugendbewegung zu machen.

Als Massenmobilisierung gelang dies erst der NSDAP: Sie organisierte im Schiller-Jahr 1934 eine „Schiller-Verehrung der deutschen Jugend“, zu der 25 000 Hitlerjungen in fünf Staffelläufen von weither zu einem Sonnenwendfeuer nach Marbach kamen. Am 10. November kamen Hitler und Goebbels nach Weimar, doch auf der Partei-Großkundgebung in Marbach blieb der Geist Schillers lebendig. Ans Mikrophon drängte sich ein SA-Mann: „An den Genius Schillers: Dein Geist tut Not! Dein Geist ist tot! Hilf, dass der Wahnsinn, der Nazi-Wahnsinn aus den Hirnen schwindet (. . .). Fürs heilige deutsche Vaterland, der Freiheit hohes Unterpand, zünd ich die Todesfackel an.“ Hans Burrer wurde sofort verhaftet.<sup>22</sup>

Seit 1940, dem ersten Kriegsjahr, war in Deutschland der Spielfilm „Friedrich Schiller“ zu sehen, den man heute zur NS-Propaganda rechnet. Aus den Widerstandsgruppen der Arbeiterbewegung wird jedoch berichtet, dass man diesen Film empfahl, um oppositionelles Verhalten zu studieren.<sup>23</sup> Man hatte den Regisseur Herbert Maisch offensichtlich verstanden. Er hatte als Titel „Rebellen“ vorgeschlagen – was Goebbels verhinderte. Der Film blieb auch nach 1945 in den Kinos.

## Schiller in der europäischen Linken

Als 1905 wieder ein Schiller-Jahr angesagt war, versammelten sich erstmals auch Vereine der Arbeiterbewegung und meldeten sich mit einer eigenständigen Position zu Wort. In Bremen wurde erklärt: „Keiner der bürgerlichen Festredner kann Schiller voll gerecht werden. Sie alle kennen den tiefen Gehalt des Schillerschen Wesens nicht oder schleichen scheu daran vorbei: Das ist seine glühende Liebe zur Freiheit, sein rebellischer Trotz gegen Unterdrückung und Willkür, sein Glaube an die Aufwärtsentwicklung der Menschheit (. . .). Nur dort, wo klassenbewusste Arbeiter zur Ehrung Schillers sich versammeln, nur dort wird Schiller gegeben, was ihm zukommt: das Gelöbnis zur Weiter-

<sup>20</sup> Xenie „Deutscher Nationalcharakter“, Musen-Almanach 1797.

<sup>21</sup> Helmut Koopmann gibt in seinem Handbuch (Anm. 3, S. 810–819) einen komprimierten Überblick über das erste Jahrhundert der Schiller-Forschung in Deutschland.

<sup>22</sup> Vgl. Marbach. Rückblick auf ein Jahrhundert. 1895–1995, Marbach 1996, S. 45 f.

<sup>23</sup> Vgl. G. Dahlke (Anm. 5), S. 23.

arbeit in seinem Geiste.“<sup>124</sup> Selbstbewusst wird hier ein alternativer Schiller-Mythus zur Geltung gebracht, der im 20. Jahrhundert eine eigenständige Tradition bilden sollte. Die organisierte Arbeiterbewegung entdeckte Schiller als „Bundesgenossen des arbeitenden Volkes in seinem Ringen um eine bessere Zukunft“<sup>125</sup>. Verwiesen sei auf Franz Mehring, der 1905 ein viel verbreitetes Buch „Schiller – Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter“ vorlegte, und auf den bayerischen Sozialisten Kurt Eisner und seinen revolutionärfreiheitlichen Rückgriff auf Schillers Idealismus. Ihm verwandt ist die Schiller-Interpretation des französischen Sozialisten Jean Jaurès, die deutlich macht, dass Schiller auch international weiterhin eine Potenz darstellte.

Im Zusammenhang der Schiller-Verehrung innerhalb der sozialistischen Bewegung kam es auch zu einem Rückgriff auf Schillers „Ode an die Freude“ in der Vertonung durch Beethoven. Es war die Schiller-Feier der Berliner Arbeiterbewegung im Jahre 1905, auf der Beethovens Neunte Sinfonie, deren Schluss die Ode bildet, erstmals in politischer Absicht aufgeführt wurde; seitdem stellt sie eine Festtradition des politischen Internationalismus dar. Mit den Leipziger Silvesterkonzerten des Gewandhaus-Orchesters unter Artur Nikisch wurde sie von 1918 an zu einer weltweiten Tradition. Die Beethoven'sche/Schiller'sche „Ode an die Freude“ wurde wiederholt auch als Hymne in Anspruch genommen, so von Pierre de Coubertin und der Olympischen Bewegung sowie vom Europarat, der sie 1972 offiziell zur Europahymne erklärte.

## Schiller im geteilten Europa

Mit dem Jahr 1945 war in Europa das Zeitalter des Nationalismus an ein Ende gekommen, doch die ideologisch fundierte Teilung des Kontinents bedingte eine kulturpolitische Konkurrenz, die im geteilten Deutschland besonders zum Ausdruck kam. In einer ersten Nachkriegspublikation über Schiller erläuterte der zwischen den Fronten stehende Reinhard Buchwald den heroischen Idealismus der Freiheit bei Schiller und Beethoven als den deutschen Typus moderner Weltan-

schauung. Er hoffte auf eine Renaissance dieses Idealismus beim Wiederaufbau Europas.<sup>126</sup> In der Tat, in den Nachkriegsgesellschaften zeigte sich eine neue Zuwendung zu Schiller. Auf den deutschen Bühnen behaupteten seine Dramen bis in die sechziger Jahre den ersten Rang.

Mit der Etablierung zweier deutscher Staaten war latent eine kulturpolitische Konkurrenz im Verhalten zu Schiller gegeben. Die zwei wichtigsten Erinnerungsorte an Schiller lagen in Ost und West. Als das Jahr 1955 einen ersten Anlass zu öffentlicher Ehrung des Klassikers bot, verweigerte sich die Bundesregierung unter Konrad Adenauer einer gesamtdeutschen Feier. Beide Staaten luden Thomas Mann zu ihrer Schiller-Ehrung ein, und dieser reiste sowohl nach Stuttgart wie nach Weimar. Er erinnerte an das Schiller-Fest von 1859: „Es war ein nationales Fest, und das sei das unsrige auch!“<sup>127</sup> Doch welcher Unterschied zwischen den Situationen von 1859 und 1955: damals ein Massenfest aller Volksschichten, jetzt eine offizielle Feier vor geladenen Gästen in zwei nicht miteinander kommunizierende Staaten, die sich auch in ihrer Schiller-Ehrung signifikant voneinander unterschieden.

Die DDR hatte in Weimar eine Umgestaltung der Grabstätte vorgenommen. In der Fürstengruft auf dem Neuen Friedhof wurden die Särge des Hauses Wettin an die Seite geräumt, und die Särge der Klassiker erhielten eine Mittelposition; aus der „Fürstengruft“ wurde die „Goethe-Schiller-Gruft“. Auf dem Staatsakt in Weimar reklamierte Kulturminister Johannes R. Becher Schiller für die DDR: „Denn er ist unser! Das erste Mal in der Geschichte unseres Volkes ist ‚auferstanden aus Ruinen‘ ein deutscher Staat, der die Grundlage geschaffen hat, um Schillers Vermächtnis zu erfüllen.“<sup>128</sup> Ministerpräsident Otto Grotewohl stellte seine Ansprache sogar unter die an Schiller angelehnte Parole „Wir sind ein Volk“ – eine gesamtdeutsche Nationalisierung Schillers, die nicht mehr glaubwürdig war.

<sup>124</sup> Wolfgang Hagen, *Die Schillerverehrung in der Sozialdemokratie*, Stuttgart 1977, S. 201.

<sup>125</sup> N. Oellers (Anm. 4), II, S. 237.

<sup>126</sup> Vgl. Reinhard Buchwald, *Schiller und Beethoven. Zur Wesensgestalt deutscher Klassik*, Waibstadt 1946, S. 12 ff.

<sup>127</sup> Zit. in: N. Oellers (Anm. 4), II, S. 401.

<sup>128</sup> Zit. in: G. Dahlke (Anm. 5), S. 298.

In der Bundesrepublik feierte man im regionalen Rahmen. In Württemberg wurde eine Volksausgabe der Werke Schillers in einem Band in 230 000 Exemplaren verbreitet. Ein politisches Signal gegenüber der DDR sollte der Schiller-Vortrag „Vom Reich der Freiheit“ sein, den Carlo Schmid vor dem Kuratorium Unteilbares Deutschland hielt. Einen anderen Akzent setzte der französische Botschafter André François-Poncet: Unter dem Titel „Schiller – unser Mitbürger“ erinnerte er an den Ehrenbürger der Ersten Republik, an die weltbürgerliche Dimension von Schillers Denken und an seine Nachwirkung in Europa.<sup>129</sup> Es war ein Versuch, Schiller zu entnationalisieren, während die Deutschen damals in einer nationalen Applikation stecken blieben, deren Formelhaftigkeit nicht zu übersehen war.

Ein Redner aus der Schweiz setzte im Schiller-Jahr 1959 neue Akzente: Friedrich Dürrenmatt weigerte sich in seiner Mannheimer Schillerpreis-Rede, „Schiller ins Absolute, Endgültige, Vorbildliche aufzublähen, überhaupt mich so aufzuführen, als wären die Klassiker die heiligsten Güter der Nation – nicht, weil ich die Klassiker für kein Gut halte, sondern weil ich den Nationen in dieser Sache misstrauere. Für den tätigen Schriftsteller kann nur ein menschliches Verhältnis zu den Klassikern von Nutzen sein. Er will keine Götzen in ihnen sehen, keine unerreichbaren Vorbilder, sondern Freunde, Anreger, Gesprächspartner.“<sup>130</sup> Dies wurde in Deutschland als „Absage“ an Schiller verstanden, so in einem Beitrag Benno von Wiese, der sich heute wie das Vermächtnis einer ganzen Epoche nationaler Schiller-Erinnerung liest.<sup>131</sup>

Schon 1955 hatte der Regisseur Rudolf Sellner auf der Frankfurter Schiller-Feier erklärt: „Dramen hängen nicht (wie Bilder) an der Wand. Sie sind veränderliche Werte und Größen (. . .). Sogar erschreckenden Eingriffen hält die Substanz einer großen dramatischen Dichtung nicht nur stand, sondern gewinnt oft erst jetzt ihre lebendige Kraft, um in eine veränderte Gegenwart hineinzuwirken.“<sup>132</sup> Das wurde von seinen jüngeren

Kollegen als Aufforderung zum Handeln verstanden. In der „Wilhelm Tell“-Inszenierung von Hansgünther Heyme 1965 in Wiesbaden wurde die Rütli-Szene als Aktion von Nationalisten dargestellt, mit Nazimelodien auf den Lippen. Diese pervertierende Kritik an Schillers beliebtestem Nationaldrama blieb kein Einzelakt. Im zeitgeschichtlichen Zusammenhang der Studentenproteste folgten provokante „Räuber“-Inszenierungen von Peter Zadek und Egon Monk, eine Destruktion von „Kabale und Liebe“ durch Peter Stein und Hans Hollmann – am Berliner Schiller-Theater! –, ein antimilitaristisches „Wallenstein“-Konzentrat von Heyme in Köln und andere Inszenierungen mehr. Diese unverhoffte und vom Publikum immer wieder als Provokation empfundene Destruktion des Bühnenklassikers war ein kulturevolutionärer Akt mit damals unabsehbaren Folgen. In einem Interview setzte der im Zentrum dieser Bewegung stehende Heyme gegen das bisher gültige Regieprinzip der „Werktreue“ „die Pflicht zu besserer Treue. Und diese Pflicht bedeutet (. . .), dass man alte Stücke nicht mehr vom Blatt, sondern gegen den Strich spielen muss. Stücke vom Blatt spielen hieße, sie im Sinne des Heute nicht ernst nehmen.“<sup>133</sup>

Diese Theaterrevolution konnte ihre „Botschaft“ im Zusammenhang des Generationswechsels in der bürgerlichen Gesellschaft der Bundesrepublik letztlich durchsetzen. Es gab keine wirksamen Bedenken, als 1972 im Zuge der Oberstufenreform der Gymnasien auf einen Lektürekanon für das Fach Deutsch verzichtet wurde und damit auch Schiller nicht mehr verbindlich war. Es bestand kein Interesse mehr daran, Texte und Lebensdaten von Schiller der nächsten Generation zu vermitteln. Damit war das gemeinsame Erinnern Schillers in der Bundesrepublik an ein Ende gekommen. War es ein Zufall, dass in jenen Jahren sich auch der Deutschland-Begriff in der westdeutschen Gesellschaft fundamental veränderte? Schillers Haus in Weimar lag nun nicht mehr in dem Staat, den man in der Bundesrepublik als Deutschland bezeichnete.

In der DDR war das gesellschaftliche Erinnern Schillers andere Wege gegangen. Im ersten Jahr nach dem Mauerbau wurde das Deutsche Theater in Berlin mit einer „Wil-

<sup>129</sup> Vgl. Bernhard Zeller (Hrsg.), Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955, Stuttgart 1955, S. 81.

<sup>130</sup> Zit. in: N. Oellers (Anm. 4) II, S. 431.

<sup>131</sup> Vgl. ebd., S. 439–466.

<sup>132</sup> Zit. in: F. Piemont (Anm. 5), S. 3.

<sup>133</sup> Zit. in: ebd.

helm Tell“-Inszenierung von Wolfgang Langhoff wieder eröffnet. Schiller war weiterhin Lehrstoff in der Oberschule; seine Werke gehörten zum so genannten Kulturerbe. Anlässlich Schillers 225. Geburtstag wurde 1984 der Neubau eines Museums hinter dem Wohnhaus Schillers in Weimar in Angriff genommen, und der stellvertretende Kulturminister Klaus Höpcke erklärte: „Wir sind dabei, uns als sozialistische deutsche Nation herauszubilden in der DDR. Uns interessiert die Beziehung zwischen dieser sich herausbildenden sozialistischen deutschen Nation und dem Schillerschen Erbe.“<sup>134</sup> Dies war eine vorsichtige Beanspruchung Schillers – im Namen einer Nation, die sich nicht realisieren ließ. Noch unvergessen ist Leonard Bernsteins Aktualisierung von Schillers Ode im Rahmen der Feiern der deutschen Vereinigung im Oktober 1990.

## Schiller jenseits der Nationalkulturen

Der Schiller-Mythos des 19. und 20. Jahrhunderts war der Ausdruck einer europäischen Nationalkultur, die sich im Zeichen von Nationsbildung und Nationalismus sehr verschieden entwickelte. Er wurde in Deutschland von jener Nation getragen und tradiert, die das Deutsche Reich als ihr Vaterland betrachtete. Nach der Auflösung des Reiches bestimmte diese Reichsnation noch bis etwa 1970 das öffentliche Leben, und so kamen in den Schiller-Erinnerungskulturen der beiden deutschen Staaten verschiedene Ausprägungen dieses Mythos noch einmal zum Tragen. Schon in den sechziger Jahren aber war in der Bundesrepublik die Schiller-Kultur von der jüngeren Theaterintelligenz kulturrevolutionär in Frage gestellt worden und dann generell an ihr Ende gekommen. Für die DDR-Bevölkerung geschah das nach der deutschen Vereinigung, als die eigene Bildungskultur vom Westen überformt wurde.

Die konfrontative Situation des ideologisch geteilten Europa hatte diese Entwicklung in Deutschland akzentuiert und beschleunigt. Doch inzwischen sind ähnliche Vorgänge auch in anderen Nationen der europäischen Kulturgemeinschaft zu beobachten: eine zunehmende Entkräftung der Nationalkulturen. Es stellt sich die Frage, welche Bedeutung Schiller ohne den Rahmen von Nationalkultu-

ren haben kann. Außerhalb Deutschlands war die Geltung Schillers weniger an die eigene Nationalkultur gebunden. Daher besteht hier – wie nun auch in Deutschland – für die Zukunft eine offene Situation: Kann innerhalb der Intelligenz ein neues Interesse an Schiller und seinem Werk entstehen? Die europäische Kulturgemeinschaft ist mehr denn je ein kultureller Wirkungsraum, dessen Klassiker und Traditionen sich immer wieder neu konstituieren.

Ein kontinuierliches Residuum des Schiller-Interesses ist die Forschung über ihn, die von politischen und kulturellen Konjunkturen scheinbar unabhängig ist. Sie wird von denen getragen, die sich als Spezialisten mit Schiller beschäftigen; diese sind heute in vielen Staaten ansässig, jedoch nicht international organisiert. Nur in Deutschland existiert eine nationale Schiller-Gesellschaft. Sie war aus der Vereinigung württembergischer Schiller-Vereine entstanden, wurde 1947 gesamtdeutsch neu konstituiert, hatte dann aber 1955 mit der Gründung des Deutschen Literaturarchivs eine die gesamte deutsche Sprachgemeinschaft umfassende Aufgabe übernommen. Ihrem Zentrum in Marbach wurde damit eine dauerhafte Konjunktur eröffnet, und das Engagement für die Rezeption Schillers wurde zu einer sekundären Aufgabe.

So hängt es in erster Linie von den Medien ab, ob ein neues Interesse an Schiller entsteht und wachgehalten wird. Wir erleben in diesem „Schiller-Jahr“ ein erstaunliches Zusammenspiel vielfältiger Initiativen. Schiller wird erneut zu einem Begriff, und es bleibt abzuwarten, welche Institutionen des Kultur- und Bildungsbereiches diesen Impuls aufgreifen. Vielleicht entsteht einmal wieder ein Schiller-Spielfilm, der europäisch wirken könnte.

Schillers Genialität als Dramatiker war von jeher das Geheimnis seines Erfolges, und so sind die Theater weiterhin der öffentliche Ort, an dem seine Texte wirken können und wir auch in Zukunft Gelegenheiten erhalten, Schiller kennen zu lernen und ihn – warum nicht? – zu den europäischen Klassikern zu zählen.

<sup>134</sup> Zit. in: ebd., S. 284.

Manfred Jäger

# Mein Schiller-Jahr 1955

Nicht am Neujahrstag selbst, sondern genau vier Wochen später, am 1. Februar 1955, wurden in der Tageszeitung „Neues Deutschland“ spezielle Trinksprüche dargebracht. Fürs Jubeln hatte die SED, die Staatspartei der DDR, wieder einmal ein geeignetes Jubiläum gefunden. Eine Totenehrung diente dazu, sich selbst zu feiern. Die pathetische Überanstrengung verbarg die gewaltsamen, unwahren und heuchlerischen Momente dieser Vereinnahmung Friedrich Schillers: „Möge das Schiller-Jahr 1955 dazu dienen,

die Einheit unseres Vaterlandes und seiner humanistischen Kultur im Gedanken und in der Tat zu stärken! Möge es dazu beitragen, ein wahres und lebendiges Bild dieses großen Dichters und Volkstribunen für alle Deutschen herauszuarbeiten! Möge es unserem Volk das Werk des lebendigen unsterblichen Schiller in künstlerisch vollendeten, unverfälschten Aufführungen erschließen! Möge das poetische Feuer des Patriotismus, das in Schiller glühte und in seinen Werken weiterlebt, die Herzen der deutschen Jugend begeistern und entflammen!“<sup>1</sup>

Der lange und weitschweifige Text war ganz und gar der politischen Aktualität verpflichtet. Schiller wird gegen Konrad Adenauer eingesetzt, gegen dessen antinationale Spaltungspolitik: „Schiller bewies mit dichterischer Kraft und in lebendiger Anwendung für den Kampf des deutschen Volkes, daß eine volksfeindliche Politik zum Scheitern verurteilt ist.“ Der Dichter habe das deutsche Volk zum Widerstand gegen Unterdrückung und staatliche Zerstückelung aufgerüttelt und Helden „aus dem einfachen werktätigen Volk“ gestaltet. Gemeint waren damit – neben der „Jungfrau von Orleans“ – vor allem Wilhelm Tell und seine Eidgenossen. Deshalb kulminierte die Stellungnahme des Zentralkomitees der SED in dem zur aktuellen Losung umfunktionierten Zitat: „Seid einig, einig, einig.“

Ich war damals Student der Journalistik im dritten Studienjahr, an jener legendären und berühmten akademischen Institution im Leipziger Süden, die vor allem in den fünfziger Jahren treffend als „Rotes Kloster“ charakterisiert wurde. Wir wurden angehalten, die ZK-Direktive in Sachen Schiller eingehend zu studieren.

Die hymnische Einstimmung auf ein in allen Bezirken zu feierndes Gedenkjahr konnte nicht einfach vergessen lassen, dass von Marx bis Mehring eine heftige Kritik an dem Idealisten und Kantianer Schiller vorlag, der als Opfer der deutschen Misere zu gern ins Reich des schönen Scheins floh. Auch dafür hatte das Zentralkomitee vorgesorgt. Als Nebenstimme – hinter dem enthusiastischen Forte – liefen die alten Vorbehalte und Einwände durch den Text mit. Schillers Haltung zur Französischen Revolution wird anhand des Modells „Wesen und Erscheinung“ beschrieben. Mit dem „historischen Gehalt“ sei er voll einverstanden gewesen, leider zeigte er aber „Unverständnis für die politischen Formen der Französischen Revolution, wie sie während der Herrschaft der Jakobiner in Erscheinung traten“. Indirekt wird der als vorbildlicher Humanist gefeierte Dichter gerügt, weil er weder die Schönheit noch die Notwendigkeit der Guillotine sah. Seine Befangenheit und „die Einwirkung Kants“ hätten ihn dazu verleitet, die wahre Freiheit jenseits der Wirklichkeit zu suchen. Aber immer nur zeitweilig. Schiller wandelte nicht dauerhaft auf Irrwegen. Er fand auf den fortschrittlichen Pfad zurück, vor allem unter Mithilfe des älteren, reiferen Goethe, der innerhalb der Klassik-Rezeption der SED stets die Spitzenposition behielt: „Von Goethe, der weiter zu materialistischen Anschauungen vorgezogen war, empfing Schiller dabei die Stärkung seiner Entwicklung zum Realismus.“

An der gefährlichen Wegstrecke des Fortschritts sorgte also der große Goethe für Stärkung, damit sich der gefährdete, verführbare Schiller wieder einfügte in die welthistorische Mannschaft, als deren Avantgarde sich auch im Gedenkjahr 1955 die SED selbst sah.

<sup>1</sup> Zum 150. Geburtstag Friedrich Schillers am 9. Mai 1955, in: Neues Deutschland (ND) vom 1. 2. 1955, zit. in: Elimar Schubbe (Hrsg.), Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED, Stuttgart 1972, S. 355–358; dort auch die folgenden Zitate.



## Die Kampfrede des Ministerpräsidenten

Wie schon bei der Goethe-Ehrung 1949 behielt sich auch im Schiller-Jahr 1955 DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl vor, die repräsentative Rede von Staats wegen selbst zu halten. Auch dieser Text war für uns angehende Kulturjournalisten Pflichtlektüre. Da er ein guter Redner war, begegneten viele seinen Ausführungen mit vorurteilsfreier Neugier. Leider enttäuschte der einstige Sozialdemokrat meine Erwartungen, als ich die Rede nachlas, die der Dietz-Verlag in einem kleinformatigen Bändchen, viel repräsentativer ausgestattet als die üblichen Parteibroschüren, in einer Auflage von 50 000 unter die Leser brachte. Der Untertitel lautete: „Rede anlässlich der Schiller-Ehrung der deutschen Jugend in Weimar am 3. April 1955“. Dem entsprach die gewählte Anrede des Publikums: „Liebe deutsche Jugend!“ Der rhetorische Anspruch richtete sich auf das ganze Deutschland, der organisatorische einschränkende Verweis auf die FDJ der DDR unterblieb bewusst. Grotewohls Schiller-Deutung wollte nicht sektiererisch nur zwischen Elbe und Oder Gültigkeit beanspruchen.

Man sieht sich zu ungewöhnlichen Zeitsprüngen veranlasst, wenn man heute das kleine, fest kartonierete, hellgrüne Büchlein mit den 62 vergilbten Seiten in der Hand hält, denn Grotewohl hat seiner Rede den Titel „Wir sind ein Volk!“ gegeben. Merkwürdig, wie die berühmte Parole, die sich 1989/90 aus den zunächst noch DDR-intern zu verstehenden Worten „Wir sind das Volk“ entwickelte, hier kühl kalkuliert innerhalb eines politischen, vor allem propagandistischen Versuchs benutzt wird, Einfluss auch bei meinungsbildenden Schichten außerhalb der DDR zu gewinnen.

Leider wiederholt Grotewohl aber vor allem die Phrasen aus der Direktive vom Februar: „So war Schiller zeitweilig nicht imstande, die jakobinische Entwicklung in der französischen bürgerlichen Revolution politisch zu verstehen.“<sup>12</sup> Von den Verirrungen unter dem Einfluss Kants habe er sich lösen können. Er habe die Fragen des Volkes zu gestalten vermocht, wie ihm überhaupt seine „Volksverbundenheit“ stets geholfen habe.

<sup>12</sup> Otto Grotewohl, Schiller – Wir sind ein Volk. Eine Rede, Berlin 1955, S. 19.

Auch wenn man Grotewohl zugute hält, dass er kein Germanist war und als kommunistischer Politiker sprach, verblüfft die Direktheit, mit der er Schiller für die Ansprüche derer nutzt, denen er sich ergeben hatte und denen er willig folgte. So wird Schiller zum Ideologen der Nationalen Volksarmee der DDR, denn der Dichter habe nur den Angriffskrieg verdammt, sei aber kein „wirklichkeitsfremder Pazifist“ gewesen. Bei uns, so posaunt Grotewohl, haben die Werktätigen – im Gegensatz zu Westdeutschland – wirklich etwas zu verteidigen: „Bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik gehören ihnen die volkseigenen Betriebe, der Grund und Boden, die Universitäten, die Theater, die Klubhäuser. Hier ist es Pflicht und Ehre, für die Verteidigung zu wirken. Hier, bei uns also, herrscht in Wirklichkeit der Geist des großen Humanisten Schiller. Jawohl, so steht es heute um Schillers Erbe und die deutsche Nation. Er steht auf unserer Seite.“<sup>13</sup>

Grotewohl paraphrasierte das berühmte Stalin-Zitat, nach dem die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk, der deutsche Staat jedoch bleiben, wenn er in der Schiller-Rede, auf deutsche Fürsten und andere ihm missliebige Politiker anspielend, sagte: „Die Ludwig und Friedrich, die Hitler und Adenauer kommen und gehen, aber Deutschland und das deutsche Volk bleiben bestehen. Deutschland kann nicht untergehen. Das ist die erste Lehre, die der Dichter auch heute unserem ganzen deutschen Volk erteilt.“<sup>14</sup> Den Verkauf der Landeskinder als Söldner in „Kabale und Liebe“ nahm Grotewohl plump agitatorisch als exemplarisch für die heutige Zeit auf: „Machen Adenauer und seine Helfer, diese Blank, Heusinger, Baudisin mit Westdeutschlands Jugend nicht das gleiche wie die Landesfürsten zu Schillers Zeiten? Wollen sie nicht Millionen junge Deutsche an den amerikanischen General Gruenther und die amerikanischen Milliarden verschachern, um sie in aller Welt unter amerikanischem Oberbefehl als Kanonenfutter zu mißbrauchen? Behauptet dieser Adenauer nicht auch wider Wahrheit und Gewissen, daß das Volk das angeblich alles wolle? Daß seine Söhne für amerikanische Dollars und auf amerikanischen Befehl nach Vietnam, Indonesien, Taiwan, Korea, Afrika,

<sup>13</sup> Ebd., S. 59.

<sup>14</sup> Ebd., S. 41 f.

Mittelamerika und sonstwohin verschickt werden wollen?“<sup>15</sup>

Wir jungen Studenten konnten nur den Kopf schütteln über die aufdringliche Bemühung, Schiller in den politischen Kampf gegen die Pariser Verträge, gegen die Einbindung der Bundesrepublik in die NATO einzubeziehen. Im „Roten Kloster“ waren wir nur eine sehr kleine Gruppe, die Mehrheit der dort Studierenden folgte der vorgegebenen Linie. Wie lange wollte man noch der naiven Vorstellung folgen, man könnte in der DDR journalistisch tätig sein, ohne sich mit dem sozialistischen Gesellschaftsmodell zu identifizieren?

Kluge, prominente Leute waren aus dem Exil in die DDR gekommen. Sie verbreiteten Hoffnung und stifteten ungewollt Verwirrung, weil sie sich selber über die Möglichkeiten täuschten. Sie wären so gern Berater der Mächtigen gewesen, aber die Apparatschiks mussten ihnen misstrauen. Mancher wurde vielleicht nur zum internen Gespräch geladen, damit er sich wichtig fühle und so bei der Stange bleibe, als ein Herausgehobener, Privilegierter. 1991 konnte ich in einem der Erinnerungsbücher von Hans Mayer nachlesen, dass ihn Grotewohl (wie schon 1949 vor der Goethe-Rede) vor der Ausarbeitung der Schiller-Rede in eine kleine Beraterrunde geladen hatte, für Anregungen und Hinweise – der sympathisierende Kenner hilft dem bei solch hohem Gegenstand dilettierenden Politiker. Mayer erinnert sich: „Ein nervöser Bürokrat stellte routinierte, nahezu unbeteiligte Fragen. Eine Sekretärin stenografierte und notierte. Er hatte auch keine Freude mehr an dieser Aufgabe. Schillers Wort war auch hier zur Vokabel geworden. Man machte ein paar Vorschläge, versuchte einige Akzente zu setzen. Hat er damals überhaupt zugehört?“<sup>16</sup>

Prinzipienfest verteidigte die Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“ in einem Kommentar die repräsentative, offizielle Rede. Der nationale Gehalt von Schillers Lebenswerk stehe in unüberbrückbarem Gegensatz zu der „antinationalen Politik der westdeutschen Bourgeoisie, die sich mit amerika-

nischer Hilfe wieder hochgerappelt hat“. Es handle sich daher nicht um billige und oberflächliche Aktualisierungen. Demgegenüber sei das westdeutsche Pendant, die Rede von Bundespräsident Theodor Heuss, der Versuch gewesen, „eine kulturermüdete und kulturwidrige Wirklichkeit hinter einer prunkenden Wortfassade zu verbergen“<sup>17</sup>.

In den Übungen der Seminare über „Theorie und Praxis der Pressearbeit“ durften wir an praktischen Beispielen diese parteiliche Schreibweise erproben. Wer in dem angenommenen Fall, am Exempel der divergierenden Schiller-Ehrungen, den Gegensatz zwischen sozialistischem Kulturstaat und imperialistischer Kulturbarbarei hätte aufzeigen sollen, musste den Text der Heuss-Rede nicht kennen. Im dritten Studienjahr hatten wir längst verinnerlicht, dass die Frage danach theoretisch „Objektivismus“ und praktisch eine Provokation gewesen wäre.

## Schillers ideologische Schwächen

Ihre Erfahrungen in der und mit der Partei hatte auch manche Kulturtheoretiker vor sich gelehrt: Im Lobpreis Schillers sollte man nicht zu weit gehen, selbst wenn es opportun war, sich auch dieses Klassikers möglichst vollständig zu bemächtigen. Es konnte eine Zeit kommen, in der Wiedervereinigungslosungen nur noch vom Klassenfeind vorgebracht wurden und der einst gesamtdeutsche Patriotismus sich nur noch aufs DDR-Territorium beschränkte. Dann galt „Wilhelm Tell“ vielleicht nicht mehr als die bevorzugte Quelle für Zitate über Einigkeit und Vaterland. Es wäre aber vor allem ein schwerer ideologischer Fehler gewesen, den philosophischen Idealismus Schillers hinzunehmen und seine falsche Bewertung einzelner großer Gestalten der Weltgeschichte zu ignorieren. Er mochte ein Genie sein oder, wie es ein Buchtitel von Alexander Abusch aus dem Jahre 1955 formulierte, „ein deutscher Genie“, Marxisten wussten mehr und Marxisten-Leninisten wussten es noch besser.

An dem unergiebigem Vorgespräch bei Grotewohl hatte, wie Mayer sich erinnerte, der „unvermeidliche Abusch“ teilgenommen. In der Beilage des „Neuen Deutschland“ vom

<sup>15</sup> Ebd., S. 43.

<sup>16</sup> Hans Mayer, *Der Turm von Babel*, Frankfurt/M. 1991, S. 61.

<sup>17</sup> gc (d.i. Günter Cwojdrak), *Unsere Meinung*, in: *Neue Deutsche Literatur*, 3 (1955) 5, S. 6 f.

8. Mai 1955 hat der einflussreiche Kulturfunktionär versucht, eine Schiller-Deutung vorzulegen, die sich trotz des festlichen Anlasses absichert und im üblichen Oberlehrerton alle Fehler missbilligt, auf die der Tote leider nicht mehr selbstkritisch reagieren kann. „Don Karlos“ zeige schon die Tendenz, „bei der Verwirklichung bürgerlicher Ideen auf edelmütige Taten fürstlicher und adliger Reformatoren, auf eine ‚Revolution von oben‘ zu hoffen“<sup>18</sup>. Moralische Erziehung und hohe Geistigkeit könnten nie Ersatz für den historisch notwendigen Kampf des Volkes sein. Die dem Dichter 1789 vom Konvent verliehene Ehrenbürgerschaft der Französischen Revolution hat er – nach der Unart schwankender Intellektueller – nicht dauerhaft, konsequent und nachhaltig verinnerlicht. Denn „obwohl er die Ehrung zuerst begeistert aufnahm, zeigte sich nun bald, daß er nicht die Realität der Revolution in seinem eigenen Zeitalter verstand. Die allgemeine Bejahung der Revolution in der Idee und in der Geschichte brachte ihn nicht dazu, die historisch notwendigen Methoden zur Verwirklichung der Revolution als solche zu erkennen und anzuerkennen. Er verstand nicht die Berechtigung der Diktatur der Jakobiner, die ihre revolutionären Ziele mit revolutionären Mitteln zu erreichen strebten. Schillers Schwäche in diesem historischen Augenblick war eben auch darin begründet, daß er sich in einer Periode seiner geistigen Entwicklung befand, in der sein Denken unter dem Einfluss der Philosophie Kants übermächtig von seiner schon auf der Karlsschule entwickelten Neigung zur geistigen Abstraktion, zur Loslösung der hohen Ideen vom realen Leben beherrscht wurde.“

Er verstand dieses nicht und jenes nicht. Die Loslösung vom so genannten realen Leben wurde in der DDR stets den Künstlern und Schriftstellern vorgehalten, die sich als Sozialisten betrachteten – emotional und rational –, aber sich mit der jeweils konkreten Herrschaftspraxis nicht identifizierten. Da Schiller schon in jungen Jahren falsch erzogen wurde, zog er auch im späteren Leben nicht die richtigen Lehren. Solche Fehlentwicklung kann nur verhindert werden, wenn beständi-

<sup>18</sup> Alexander Abusch, Dichter der Freiheit – Dichter der Nation, in: ND vom 8. 5. 1955 (Beilage), zit. in: E. Schubbe (Anm. 1), S. 359–364; dort auch das folgende Zitat.

ge Erziehung und Umerziehung das „richtige Weltbild“ entstehen lassen und festigen.

Auch die Großen der Vergangenheit, die Bürger der Aufstiegsphase und erst recht die Spätbürgerlichen, waren eigentlich Schüler, denen unter dem Stichwort der „kritischen Aneignung“ nach immer gleichem Schema Zeugnisse ausgestellt und Noten erteilt wurden. Dieses Bewertungsmodell vertrug sich „dialektisch“ mit der Einebnung von Gegensätzen, um durch geistige Verwandtschaft quer durch die Zeiten den Rang der eigenen Kulturpolitik auch mit Hilfe der Klassikrezeption glänzender erscheinen zu lassen. Die „Vollstrecker-Theorie“, der zufolge der sozialistische Staat DDR real jenes humanistische Reich verwirklichte, von dem die Klassiker nur mehr oder weniger kühn träumen konnten, gehört in diesen Zusammenhang.

Wie habe ich auf das ideologisierte, stalinistisch geprägte Schmalspurangebot des Journalistikstudiums reagiert, das ich 1952 gleich nach dem Abitur begonnen hatte? Als die Festlichkeiten des Schiller-Jahres 1955 begannen, war ich gerade 21 Jahre alt geworden. So oft es irgend ging, besuchte ich, wie zwei, drei Freunde auch, Vorlesungen bei den Germanisten im berühmten, notdürftig gesicherten Hörsaal 40 des alten zerstörten Universitätsgebäudes. Germanistik im Nebenfach zu studieren, wäre nicht erlaubt worden. Es hätte sich auch nicht organisieren lassen. Unser Studium lief nach einem festen Stundenplan, es herrschte Anwesenheitspflicht. Deren Einhaltung wurde kontrolliert. Die Ausflüge in fremdes akademisches Gelände hat man sogleich missbilligt. Anstatt die Neugier als erfreuliche Eigeninitiative zu goutieren, wurden Beratungsgespräche mit uns geführt. Es hieß, wenn wir Zeit für so etwas hätten, sei die Liste der im „Selbststudium“ zu erarbeitenden Bücher wohl noch nicht lang genug. Aufpasser wurden in den Hörsaal 40 entsandt, sie schrieben mit und nutzten die Notizen als Grundlage für Berichte darüber, welche schlimmen Einflüssen wir uns offenbar freiwillig und auch noch begeistert aussetzten.

Die prominentesten germanistischen Hochschullehrer im damaligen Leipzig hießen Hermann August Korff und Hans Mayer; gegensätzliche Naturen und doch keine Kontrahenten. Der greise Korff, Verfasser einer

mehrbändigen Ideengeschichte über den „Geist der Goethezeit“, die in dem der Ost-CDU gehörenden Verlag Koehler & Amelang immer wieder aufgelegt wurde, kam aus anderen Zeiten. Der würdige Mann mit der leisen Stimme faszinierte, weil er in sich zu ruhen schien. Nirgends gab es Zugeständnisse an marxistische Auffassungen. Sein Klassikbild hatte er ausgemalt. Er trug Resultate vor, ließ sich nicht mehr verwickeln in Einflusskämpfe. Ein Wunder, dass er übrig geblieben war und weiter ans Katheder treten durfte.

Hans Mayer hat ihn nicht bekämpft, weder ideologisch noch aus Karrieregründen. Ironisch tadelte er in der Rückschau 1993, dass bei dem Altmeister die Französische Revolution leider nicht vorkomme, womit er sein positives Urteil kaum einschränkte: „Die Goethezeit wurde akademisch von meinem freundlichen und liebenswerten Kollegen Hermann August Korff seit Jahrzehnten ‚verwaltet‘. Sein germanistisches Hauptwerk ‚Geist der Goethezeit‘ ist auch heute noch lesenswert, es enthält viele bemerkenswerte Interpretationen.“<sup>9</sup> Der agile, unruhige, geistig bewegliche Mayer hat nie sein Fach verwaltet, aber er ließ sich auch nicht für ideologische Kämpfe fremdbestimmen. Vor Korffs Emeritierung hielt er keine Vorlesungen über die deutsche Klassik. Mayers Position im Streit über diese wichtige Epoche ließ sich von seiner Leipziger Berufung an bis in die fünfziger Jahre nur aus Reden und Gelegenheitsarbeiten entnehmen.

## „Das Ideal und das Leben“

Hans Mayers Rede zu Ehren des Dichters wurde für mich zum intellektuellen und emotionalen Höhepunkt des Schiller-Jahres. Er hielt sie am 10. Mai 1955, sozusagen mit einem Tag Verspätung, in der Kongresshalle des Leipziger Zoos. Kurz danach konnte ich die bibliophil ausgestattete Broschüre erwerben, die der Insel-Verlag in einer Auflage von 5000 Exemplaren herausbrachte. In meinem klebt noch das gediegene blauweiße Herkunftsschildchen der damals bekanntesten Privatbuchhandlung in der Messestadt: „Franz Otto Genth, Leipzig C1, Grimmaische Str. 25“. Das Hefchen enthält auch zwei lange Schiller-Gedichte, „Die Künstler“

<sup>9</sup> Hans Mayer, *Wendezeiten*, Frankfurt/M. 1993, S. 236.

und „Das Ideal und das Leben“. Letzteren Titel übernahm der Redner für seinen Vortrag. Mayer verweigerte jede Nachgiebigkeit gegenüber den politisch erwünschten Klischees. Wo die besserwisserischen Schulmeister Schiller Versagen und Inkonsequenzen vorhalten, sieht Mayer Stärken, Stil, Unverwechselbarkeit. Wer aufmerksam zuhörte, wusste, dass der Redner auf verdeckte Weise zugleich die kulturpolitischen Postulate kommentierte, welche die SED von den Autoren einforderte, wie Parteilichkeit oder Gegennähe.

Mayer stellt als erkenntnisreich und ehrlich heraus, dass die von der marxistischen Orthodoxie viel gescholtene politische Tragödie „Don Karlos“ „zwischen Spieler und Gegenspieler eine Parteinahme des Autors vermeidet“. Sehr klug habe der Dichter erkannt, dass das Geschichtsdrama seiner eigentümlichen Begabung am nächsten liege, weil nämlich der objektiv vorliegende Stoff seine ausufernde Phantasie zügle. Kein bedauerlicher Irrweg also und der oft berufenen „deutschen Misere“ geschuldet, dass er nicht im Stil der „Räuber“ und von „Kabale und Liebe“ fortfuhr und lieber „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell“ schrieb. Mayer verteidigt Schiller gegen Angriffe Georg Büchners, den mehr mit Schiller verband, als er selbst wahrhaben wollte: „Für Büchner ist Schiller eine Art wirklichkeitsferner, idealistischer Träumer geworden: nichts entspricht weniger dem Charakter und Lebenslauf des wirklichen Schiller als dieses Zerrbild.“<sup>10</sup>

Die kraftvollen Jugenddramen zählt Mayer nicht zur „Sturm-und-Drang“-Periode, er sieht in den „Räubern“ vielmehr eine Kritik an Goethes „Prometheus“ oder dem „Götz von Berlichingen“ – eine moralisch-politische Warnung vor zerstörerischem „Selbsthelfertum“. Hätte Schiller die Tendenz von „Kabale und Liebe“ als Theaterdichter fortgesetzt, hätte er sich dem Theaterpublikum und seinen veränderten Ansprüchen entfremdet. Damit ging Mayer auf Distanz zu seinem verehrten Freund Ernst Bloch, der zur gleichen Zeit mit dem Essay „Schiller und Weimar als seine Abbiegung und seine Höhe“ Aufsehen erregte. Wegen seiner Vorliebe für das Reißerische und Sensationelle, für den „Karl May

<sup>10</sup> Hans Mayer, *Das Ideal und das Leben*, Leipzig 1955, S. 39.

in Schiller“, relativiert der Philosoph des „Prinzips Hoffnung“ Schillers Weimarer Aufstieg gehörig: „Der größte Volksschriftsteller aller Zeiten trat unter höfischen, auch klassizistischen Marmor.“<sup>11</sup>

Damit war auch das offizielle Goethe-Bild tangiert. Denn zum Klischee der SED-Kulturpolitiker gehörte die Ansicht, dass Schiller sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt ohne das hilfreiche Eingreifen Goethes völlig in seinen idealistischen Spekulationen verloren hätte. Im direkten Vergleich blieb Schiller gelehriger Schüler. Abusch formulierte das schlicht so: „Goethe, realistischer in seinem Denken, (...) suchte materialistischer und tiefer nach einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt. (...) Goethe hatte ihn sein schöpferisches Prinzip gelehrt, in der künstlerischen Gestaltung vom Besonderen zum Allgemeinen aufzusteigen.“<sup>12</sup>

Solch plumpe Betonung von Goethes Materialismus wischt Mayer mit dem Satz beiseite: „Goethe hat sich selbst später, im Vergleich mit Schiller, gleichsam als fast allzu erdhaft empfunden.“<sup>13</sup> 25 Jahre später hat Mayer in einem Vortrag für den Bayerischen Rundfunk noch deutlicher formuliert, worauf es ihm schon bei dem Leipziger Auftritt ankam. Er wiederholte die Kritik an Bloch und verdeutlichte, dass Schiller stets am aufklärerischen Gehalt der bürgerlichen (Französischen) Revolution festgehalten habe. Nur zu der jakobinischen Fraktion sei er auf Distanz gegangen, hatte er in Leipzig eher beiläufig erwähnt, als Faktum, ohne Wertung. Jetzt wurde er deutlicher: Zwischen 1790 und 1794 galten Schillers Denkversuche dem Problem, „den Freiheitsgehalt des europäischen Aufklärungsdenkens vom Terrorismus der Jakobiner zu trennen“. Er wollte dem Zeitgeschehen durch „zeitloses Denken“ beikommen.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> Ernst Bloch, Schiller und Weimar als seine Abbiegung und seine Höhe, in: Sinn und Form, 7 (1955) 2, S. 158.

<sup>12</sup> A. Abusch (Anm. 8), S. 362.

<sup>13</sup> H. Mayer (Anm. 9), S. 36.

<sup>14</sup> Hans Mayer, Versuche über Schiller, Frankfurt/M. 1987, S. 155 f. Nachdruck der Leipziger Rede auch in: Schiller in unserer Zeit. Beiträge zum Schiller-Jahr 1955, hrsg. vom Schiller-Komitee, Weimar 1955, S. 295 ff., sowie in: Schiller-Reden im Gedenkjahr 1955, Stuttgart 1955, S. 162 ff. Mayer widmete das 9. Kapitel von Wendezeiten (Anm. 9) seinem Umgang

## „Wie stehen wir heute vor Schiller?“

Auf das Zeitlose an Schiller zielte auch die Leipziger Intervention, in verhüllter Präzision. Mayer litt an dem arroganten Umgang mit den „Meistern des Wortes“. Von oben herab wurden sie gemessen am vermeintlichen Höchststand der Erkenntnis, wie der Parteimarxismus und die SED-Politik ihn repräsentieren sollten. Die Jugend wurde zu überheblicher Besserwisseri erzogen – auf der Basis geringen Wissens. Deswegen kann ich die folgende Passage der Rede nie vergessen: „Man spricht gern und etwas herablassend manchmal bei uns die Frage aus: Wie stehen wir heute zu Schiller? Vielleicht sollten wir solchen Fragen mit der wesentlich bescheideneren und gar nicht unberechtigten Gegenfrage antworten: Wie stehen wir heute vor Schiller?“<sup>15</sup>

Nach einer Erinnerung an die Maitage 1945 folgte ein skeptisch-hoffnungsvoller Wunsch, formuliert nicht ohne das Pathos, das die Gattung Festrede erlaubt: „Im Aufblick zur reinen Größe dieses Mannes möge auch in uns das Gefühl erglücken, daß wir hier nicht bloß Dankbarkeit schuldig sind, sondern daß die höchste Dankbarkeit darin besteht, dafür zu sorgen, daß das Bild des Menschen, das Schiller so groß gesehen und gezeichnet, nicht durch uns und unsere Taten verdunkelt werde.“<sup>16</sup>

In der Hervorhebung des kräftig kantianischen Gedichts vom Ideal und vom Leben steckt auch eine erstaunliche Hellsicht, denn dieser Dualismus sollte vor allem von den siebziger Jahren bis zum Untergang der DDR den Streit zwischen den SED-Politikern und den im Lande gebliebenen Autoren bestimmen. Sie maßen die Verhältnisse am Ideal, an der Verheißung, an der Utopie – und die so genannten Realpolitiker, genervt vom lästigen Vergleich, erinnerten mahrend und drohend in einer Mixtur aus Hilflosigkeit und Machtwahn an das politisch Mögliche, Machbare, real Existierende.

mit dem Dichter, von der Schulzeit bis ins hohe Alter. Der Text „Ein Leben mit Friedrich Schiller“ erläutert, wie er zunächst den Urteilen von Marx, Engels und Lukács gefolgt sei, sie aber später (schon 1955) als falsch oder einseitig ablehnte.

<sup>15</sup> H. Mayer (Anm. 9), S. 43.

<sup>16</sup> Ebd., S. 45.

Die eigentliche repräsentative Schiller-Ehrung 1955 fand eine Woche lang in Weimar statt. Thomas Mann wiederholte seine zuvor in Stuttgart gehaltene Rede über Schiller, den er – im Unterschied zu Goethe – ohne Vorbehalte schätzte und liebte. Noch einmal eine gesamtdeutsche Inszenierung voller Missverständnisse und divergierender Interessen; Johannes R. Becher sonnte sich gleichsam rhetorisch im Glanz des Gastes. Die DDR hatte dafür gesorgt, dass die Thüringer den bürgerlichen Humanisten überall demonstrativ begrüßten, wo er auftauchte. Es war der letzte große öffentliche Auftritt des beinahe Achtzigjährigen vor seinem Tode.

Rein protokollarisch betrachtet, war Mayer zurückgestuft worden. Seine großartige Rede zierte „nur“ die Schiller-Ehrung der Stadt Leipzig. Im Goethe-Jahr 1949 war das noch anders gewesen. Überall trat Mayer damals vor Funktionären und Delegierten der FDJ auf, in Weimar, Leipzig und Berlin. Seine in einer „Dresdener Verlagsgesellschaft KG“ erschienenen Reden sind den „Freunden der Freien Deutschen Jugend“ gewidmet und stecken voller peinlicher Passagen. Die Feststellung, „daß Goethes Humanismus echte neue Wirklichkeit entfalten kann“, unterschreitet Mayers Niveau ebenso beträchtlich wie die Behauptung: „Wer heute Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters bleiben will, landet unweigerlich in Verzweiflung und Barbarei: er hat dann Goethes Anliegen der Scheidung zwischen Kultur und Barbarei mit Notwendigkeit preisgegeben.“<sup>17</sup>

Natürlich spielte er damals auch Goethe gegen Schiller aus, dem er dogmatisch Abdankung, ästhetische Flucht, ja Spießbürgertum vorwirft. Er ist selbst beteiligt an der Desorientierung seines Publikums, das er gelegentlich – sehr komisch – mit „Junge Menschen!“ anredet. Die sechs Jahre DDR-Aufenthalt haben den klugen, beweglichen Mann stark verändert. Die Schiller Rede von 1955 stellt daher auch ein Dokument der Abkehr von eigener partieller Blindheit dar. Nicht umsonst hat Mayer mit ihr seinen 1987 erschienenen Sammelband „Versuche über Schiller“ beginnen lassen. Im Inhaltsverzeichnis ist sie der einzige Beitrag, der datiert ist: „Eine Schiller-Rede 1955“. Das war eine Lek-

türeanweisung: Ihr Leser, denkt bitte schon beim ersten Satz an die Zeitumstände und staunt über das seinerzeit in Leipzig Gesagte.

## Abschiede von der DDR

Für mich fiel das aufregende Ereignis in aufwühlende Zeiten. Die Fakultätsleitung verlangte von jedem Studierenden – kurz vor der Prüfung, als Bedingung für die Zulassung und die künftige Arbeit im Beruf – eine schriftliche Erklärung, dass man bereit sei, sich vom Staat an jedem von ihm bestimmten Platz einsetzen lassen und dort zum Nutzen der Gesellschaft arbeiten zu wollen. Das habe ich verweigert. Der Traum, man könne sich vielleicht doch in der Kulturredaktion einer Zeitung der Blockpartei CDU durchschlagen, war ausgeträumt. Ungefähr eine Woche nach der Schiller-Ehrung verließ ich die DDR und fand mich im „Auffanglager“ Berlin-Marienfelde wieder. Für den Einundzwanzigjährigen war die Zeit reif für eine Entscheidung. Die Veranstaltung in der Leipziger Kongresshalle blieb auch deshalb so kräftig in meiner Erinnerung, weil sie die letzte war, an der ich als „DDR-Bürger“ teilnahm. Aber dass sie nachwirkte, lag an der Kraft und Beredsamkeit des Redners, an dem Mut und der Intellektualität des Mannes, der mich in der DDR anregte wie kein anderer akademischer Lehrer.

Am 6. Oktober 1989, am Vorabend des 40. Gründungstages der DDR, kurz vor deren Untergang, führte ich mit Hans Mayer ein Rundfunkgespräch. Er freute sich, als ich ihm die beiden Büchlein von 1955 und von 1949 zum Signieren reichte. In „Das Ideal und das Leben“ schrieb er hinein: „Fuimus Troes (Vergil)“. Die berühmten Worte aus der „Aeneis“, gesprochen in einer Endzeit, nach einem Untergang, „Troer oder Trojaner sind wir gewesen“, konnte jetzt mancherlei heißen, Erinnerung an eine verlorene Hoffnung, die sich 1955 noch einmal an Schiller band, acht Jahre, bevor Mayer die DDR verließ, aber auch nüchterne Feststellung. In das ebenfalls rare Exemplar von „Unendliche Kette“, das 1949 noch mancherlei an dummen Platitüden zu Goethe und Schiller versammelte, schrieb er, ohne verärgert zu sein, hinein: „Auch das noch!“ Mit großem Ausrufungszeichen.

<sup>17</sup> Hans Mayer, Unendliche Kette. Goestudien, Dresden 1949, S. 25 und S. 80 f.

# APuZ

Nächste Ausgabe 11/2005 · 14. März 2005

## Musik und Gesellschaft

*Ekkehart Krippendorff*

Mozarts Frieden: Nicht von dieser Welt

*Dieter Senghaas*

Wie den Frieden in Töne setzen?

*Jörg Calließ*

Vom ersungenen Frieden in Opernwelten

*Hartmut Lück*

Musik in einem unfriedlichen Zeitalter

*Dietrich Helms*

Pop Star Wars

*Günter Kleinen*

Musik als Medium der politischen Bildung

*Helmke Jan Keden*

Funktionen von Musik in nationalsozialistischen Konzentrationslagern

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn.



### Redaktion

Dr. Katharina Belwe  
Dr. Hans-Georg Golz  
(verantwortlich für diese Ausgabe)  
Dr. Ludwig Watzal  
Hans G. Bauer  
Telefon: (0 18 88) 5 15-0  
oder (02 28) 36 91-0

### Internet

[www.bpb.de/publikationen/apuz](http://www.bpb.de/publikationen/apuz)  
E-Mail: [apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

### Druck

Frankfurter Societäts-  
Druckerei GmbH,  
60268 Frankfurt am Main

### Vertrieb und Leserservice

Die Vertriebsabteilung der  
Wochenzeitung **Das Parlament**  
Frankenallee 71–81,  
60327 Frankfurt am Main,  
Telefon (0 69) 75 01-42 53,  
Telefax (0 69) 75 01-45 02,  
E-Mail: [parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de),  
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Zeitschrift  
*Aus Politik und Zeitgeschichte*
- Abonnementsbestellungen der  
Wochenzeitung einschließlich  
*APuZ* zum Preis von Euro 19,15  
halbjährlich, Jahresvorzugspreis  
Euro 34,90 einschließlich  
Mehrwertsteuer; Kündigung  
drei Wochen vor Ablauf  
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen  
für *APuZ* zum Preis von  
Euro 3,58 zuzüglich  
Verpackungskosten, Portokosten  
und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen  
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*  
stellen keine Meinungsäußerung  
des Herausgebers dar; sie dienen  
lediglich der Unterrichtung und  
Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen  
Kopien in Klassensatzstärke herge-  
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

# Schiller

APuZ 9–10/2005

*Michael Krüger*

## 3–6 Friedrich Schiller

Die Geschichte der Moderne ist geprägt von der Idee der Freiheit. Es gibt gute Gründe, an die zu erinnern, die diese Idee unserer Freiheit formuliert haben. Friedrich Schiller gehört dazu. Also wollen wir ihn feiern: auf allen Bühnen, die geeignet sind, diesen Schriftsteller der Freiheit zu ehren.

*Norbert Oellers*

## 6–14 Die Aktualität eines Idealisten

Dass Leben, Wirklichkeit und Geschichte durch die Kunst zu transzendieren oder wenigstens auszuhalten seien, blieb Schillers Überzeugung bis an sein Lebensende. Sein Idealismus gründete auf dem festen Glauben, dass durch das Schöne, durch die heitere Kunst der Welt zu helfen sei. Dieser Idealismus sollte von Generation zu Generation weitergegeben werden.

*Marie Haller-Neuermann*

## 14–22 Ein Weltbürger, der keinem Fürsten dient

Als Weltbürger, der sich keinem Fürsten angedient hat, kann Schiller auch für das 21. Jahrhundert als emphatischer Anwalt der „Sache des Öffentlichen“, der res publica, als Klassiker der Moderne gelten.

*Otto Dann*

## 23–31 Friedrich Schiller in Deutschland und Europa

Schiller – ein Nationaldichter der Deutschen? Er hätte dagegen protestiert. Sein großes Thema war die Nationsbildung in Europa. Der Beitrag behandelt den Schiller-Mythos im nationalen Zeitalter, und er fragt nach einer neuen Bedeutung Schillers jenseits der Nationalkulturen.

*Manfred Jäger*

## 32–38 Mein Schiller-Jahr 1955

Die SED feierte Schiller 1955 als Volkstribun und deutschen Patrioten. Sie benutzte den 150. Todestag für aktuelle deutschlandpolitische Interessen. Hans Mayers Leipziger Rede aber hielt Distanz zum offiziellen Schiller-Bild.